



# **SENTRY**

## **Die Jack Schilt Saga**

**Michael Thiele**

# Inhalt

1	Offenbarung
2	Vergangenheit
3	Dunkle Tränen
4	Aufbruch
5	Tethys
6	Van Dien
7	Ergelad
8	Skelettfluss
9	Lavonia
10	Hyperion
11	Avalea
12	Jantabury
13	Angmassab
14	Kellswater
15	Kelvin
16	Ichthyon
17	Allein
18	Dunkelheit
19	Vhleb
20	Ar-Nhim
21	Wasser
22	Sentry
23	Triassischer See
24	Ithra
25	Opreju
26	Sokwa
27	Caldera
28	Fennosarmatia
29	Mithankor
30	Taorsee
31	Feuerinsel
32	Verrat
33	Cantrell
34	Rob
35	Ghaia
36	Das letzte Duell
37	Schwanengesang
38	Taurinacht
39	Fremdes Land
40	Der Kreis schließt sich
41	Der letzte seiner Art?



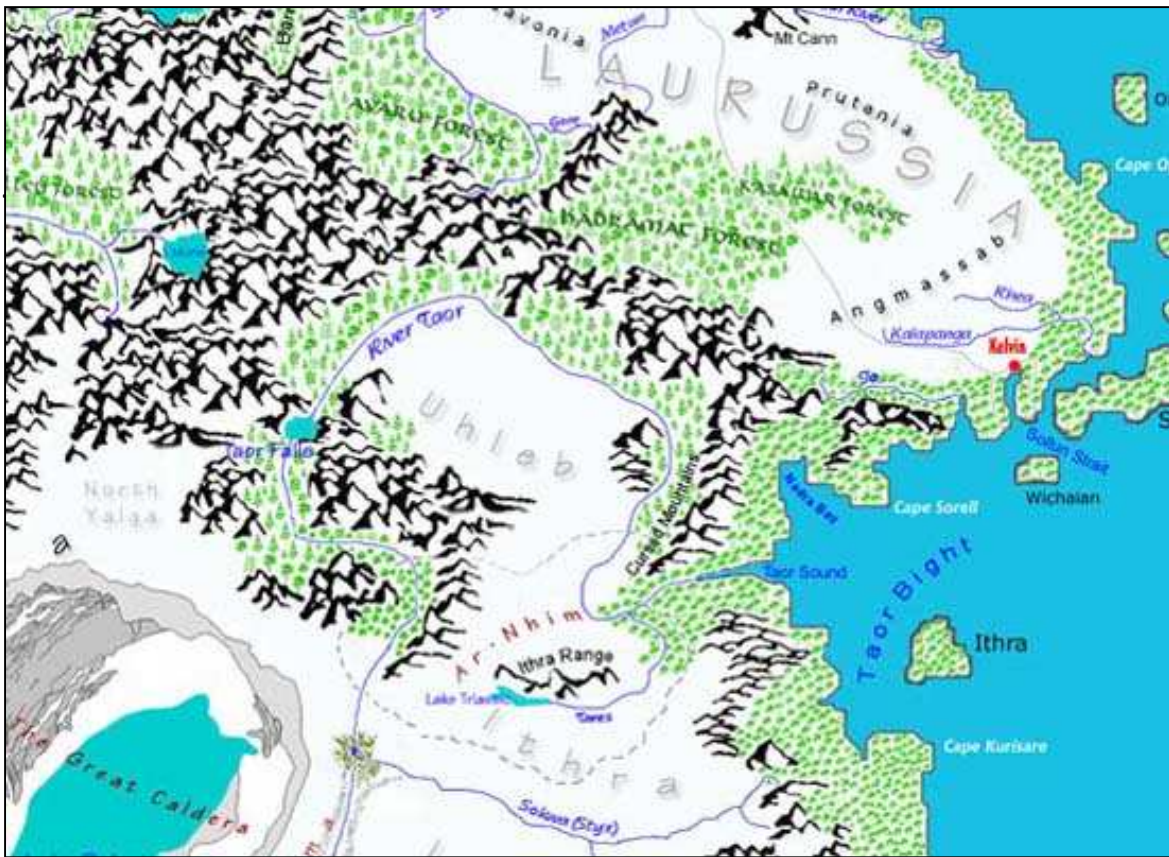
## 2/5 Aotearoa



## 3/5 Laurussia



4/5 Uhleb



5/5 Taorsee



# 1 Offenbarung

Wir waren schon in viele Stürme geraten und hatten alle miteinander mehr oder weniger gut gemeistert. Doch diesmal war es anders. Die wütende See schien sich zum Ziel gesetzt zu haben, uns hier und heute für all die glücklichen Male, die wir sie überlistet hatten, abzustrafen. Meterhohe Wellen türmten sich um uns auf, ein nicht enden wollender Ablauf von kochenden Wogen, die den Untergang des kleinen Fischerbootes wollten. Rob und ich kämpften mit Händen und Füßen dagegen an, bis endlich das Steuerruder brach und wir uns hilflos der üblen Laune des Ozeans ausgesetzt sahen. Das Entsetzen im Gesicht meines älteren Bruders schreckte mich mehr als die entfesselten Elemente. Ich konnte mich nicht erinnern, ihn je ratloser gesehen zu haben.

Wie hatte es nur so weit kommen können?

Mit den Gesetzen der See vertraut, wussten wir um die Vorzeichen eines Wetterumsturzes. Auch heute Mittag noch, als wir die Fanggründe in der Nähe der Tiefen Rinne zwischen den Inseln Radan und Auckland erreichten und die Netze auswarfen, hätte ich Eide auf bestes Wetter bis in die späten Abendstunden geschworen. Nur so ist es zu erklären, dass wir uns ein Mittagsschläfchen im Schatten des leise im lauen Wind schaukelnden Sonnensegels gönnten. Ein Schläfchen, das jäh endete, als jenes Segel auf uns herabfiel. Eine Bö hatte es in Teile gerissen. Wir sprangen auf die Füße und warfen überraschte Blicke nach Nordwesten. Eine bedrohlich dunkle Wolkenfront tauchte den Horizont in tiefes Schwarz. Das Meer verhielt sich gemessen an dem, was da heraufzog, noch verhältnismäßig ruhig und gelassen.

Noch.

Wir konnten nicht lange geschlafen haben, vielleicht eine oder anderthalb Stunden. Doch die Welt um uns herum hatte sich in dieser kurzen Zeitspanne dramatisch verändert.

Hastig holten wir die Netze ein, was sich als nicht ganz einfach erwies, denn zu allem Überfluss hatte sich ein großer Auregu in den Maschen verfangen. Auregus zählen zu den weniger geschätzten Überraschungen im Netz eines

Fischers. Nicht weil ihr Fleisch ungenießbar ist, im Gegenteil, doch Geschenke dieser Art nimmt man lieber mit der Angel an, als sie mühsam aus dem Netz zu schneiden. Die langen Widerhaken an den Brustflossen dieses Meeresbewohners sind geradezu prädestiniert, sich hoffnungslos im Netz zu verheddern. Vor allem dann, wenn der Fisch in Panik geraten versucht, mit ruckartigen Bewegungen zu entkommen. So mancher unerfahrene Jungfischer hat seine ersten unangenehm schmerzvollen Erfahrungen dabei gemacht, einen Auregu zu befreien, um das Netz zu schonen. Eine durchaus verständliche Reaktion, jedoch ein Fehler, den man nur einmal begeht. Die tückischen Stacheln bleiben mit Vorliebe tief in der Haut stecken. Die Wunden entzünden sich in den meisten Fällen, heilen schwer ab und hinterlassen unvergessliche Narben.

„Es kommt Sturm auf“, erinnerte ich meinen Bruder, der eifrig begonnen hatte, Masche um Masche aufzutrennen, um sich des unliebsamen Fanges zu entledigen. Wäre es nach mir gegangen, hätte ich das Netz einfach ins Boot gezogen, mit dem Auregu darin oder nicht. Rob setzte offensichtlich andere Prioritäten. Kein Wunder, immerhin handelte es sich bei dem Fangnetz um eine seiner letzten Arbeiten, an der er mehrere Wochen gesessen hatte. Verständlicherweise wollte er den Schaden so gering wie möglich halten.

Ich kümmerte mich also um das zweite Netz, holte es so schnell es alleine ging ein und nahm dabei keine Rücksicht auf die gefangenen Fische, die darin zappelten. Ich wollte so rasch wie möglich zurück. Ein ausgewachsenes Unwetter auf offener See konnte unserem kleinen Boot gefährlich werden, und ich verspürte nicht die geringste Lust, seine Belastbarkeit auszutesten. Während Rob nun doch laut vor sich hin fluchend das geliebte neue Netz zerschnitt, setzte ich das Hauptsegel und brachte den Kahn in den immer stärker werdenden Wind. Wir nahmen zügig Fahrt auf, doch selbst bei diesem Wind würden wir gute zwei Stunden benötigen, um Stoney Creek zu erreichen.

„Vielleicht zieht das Unwetter an uns vorbei“, mutmaßte Rob, der den herausgeschnittenen Auregu mitsamt den unbrauchbar gewordenen Teilen des Netzes achtlos über Bord warf.

„Was tust du denn?“ Einen Auregu dieser Größe einfach so aufzugeben, wollte ich nicht verstehen, Sturm hin oder her.

„Eine Gefahrenquelle weniger“, erklärte Rob trocken. „Wer weiß, was da auf uns zukommt. Ich übernehme!“ Er nahm mir das Steuerruder aus der Hand und änderte unverzüglich und kommentarlos den Kurs in westliche Richtung und damit auf Radan zu. Ich ärgerte mich, nicht selbst auf diesen Gedanken gekommen zu sein.

Die Wolkenfront hatte uns inzwischen spielend eingeholt. Wir begruben alle Hoffnungen, ungeschoren davonzukommen. Erste heftige, erstaunlich kalte Böen erreichten uns, welche das Segel auf eine arge Zerreißprobe stellten. Wir zogen wärmende Kleidung über und hofften auf einen guten Ausgang. Das Boot schipperte über die immer stärker werdende Dünung in Richtung Westen auf Radan zu. Bei guter Sicht hätte die Insel bereits in Sichtweite sein müssen, doch verbarg sie sich vor unseren Augen hinter einem düsteren Horizont, der keine Rettung versprach.

Rob hielt das Steuer umklammert, während ich das gereffte Segel im Auge behielt, bereit, es gänzlich einzuholen, sollte der Wind noch an Kraft zulegen.

Und das tat er.

Eine mächtige Bö ergriff uns. Mit einem garstigen, höhnisch klingenden Knall, nicht unähnlich dem einer Peitsche, riss das Segel entzwei, welches wie ein entfesseltes Gespenst wild flatternd um sich zu schlagen begann.

„Segel einholen!“ rief Rob.

Der Wind heulte inzwischen so laut, ich vernahm seine Stimme nur noch wie durch einen Schleier. Er zerrte an seinen Worten und entführte sie aufs Meer hinaus, bevor sie mein Ohr erreichten.

Mit flinken, tausendfach geübten Handgriffen begann ich die Fetzen einzuholen, die einmal unser Segel gewesen waren. Ein neuerlicher Windstoß riss sie mir mit unheimlicher Gewalt und mitsamt der Takelung aus den Händen. Innerhalb weniger Augenblicke war unser einst seetüchtiges Boot schwer beschädigt und am Rande der Manövrierunfähigkeit. Seewasser wogte überall herein.

Die rasante Fahrt über Wellenkämme und hinunter in immer tiefere Täler nahm unerträgliche Ausmaße an. Ich spürte Übelkeit aufkommen und



schauderte bei dem Gedanken, gegen Todesangst und Brechreiz gleichzeitig ankämpfen zu müssen.

Rob tat sein bestes, uns vor dem Kentern zu bewahren. Mit aller Kraft hing er am Ruder, riss es mal nach backbord, mal nach steuerbord. Das geschundene Boot tanzte eigensinnig wie eine tollwütige Ballerina auf und ab und hin und her, rotierte dabei um seine eigene Achse, drohte mehrmals umzuschlagen, richtete sich ächzend und stöhnend wieder auf, schluckte immer mehr Wasser und raste auch schon den nächsten Kamm hinauf.

Meine ermüdenden Arme schöpften unaufhörlich Wasser aus dem volllaufenden Kahn. Zeitgleich mit dem ersten ohrenbetäubenden Donnerschlag verlor ich den Kampf gegen den rebellierenden Magen und fing hemmungslos an zu kotzen, was mir trotz der körperlichen Anstrengung wie eine Befreiung vorkam. Das heftige Schaukeln des um sein Leben kämpfenden Bootes wollte jedoch so gar nicht im Rhythmus der Schüttelkrämpfe ablaufen, die mich im Griff hielten, und als ich mit der Stirn gegen den Bootsrand prallte, wurde mir schwarz vor Augen. Eine Sekunde lang dachte ich, ich verlöre die Besinnung. Hinter meiner Schädeldecke explodierte ein ganzes Farbenmeer. Ich spürte den eigenen Pulsschlag mit der Wucht eines Hammerwerks durch mein Gehirn jagen. Robs resignierenden Aufschrei, der mit dem Bersten des Ruders einherging, bekam ich nur noch am Rande mit. Krampfhaft hielt ich mich am Bootsrand fest, um nicht über Bord gespült zu werden. Eines war mir trotz meines angeschlagenen Zustands äußerst klar: keine fünf Minuten würde ich in der aufgewühlten See überdauern. Festhalten hieß die Devise und das war auch alles, auf was ich mich noch zu konzentrieren in der Lage war.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich mich festklammerte, mir die Frage stellte, wie viel Zeit es noch dauern konnte, bis das Boot auseinanderbrach und versank, als es plötzlich mit unerwartetem Ruck zum Stillstand kam. Den Halt verlierend schrie ich auf und stürzte mit dem Kopf voran in die erzürnte See. Augenblicklich ergriff mich starker Sog. Wie Treibgut wurde ich nach allen Seiten hin und her geworfen und spürte plötzlich Sandboden unter meinem gebeutelten Körper.

Prustend kam ich zum Stillstand, spie Salzwasser und Erbrochenes aus, und versuchte mich instinktiv auf allen Vieren krabbelnd aus der Gefahrenzone zu bringen.

Wir waren gestrandet, womöglich auf Radan.

Die Angst, von der Strömung erfasst und aufs Meer hinaus gezerrt zu werden, verlieh mir neue Kräfte. Wie ein Seehund fern seines natürlichen Elements robbte ich die Küste hinauf, kam endlich auf die Füße und rannte los. Doch die Brandung holte mich spielend ein. Mit Urgewalt packte sie zu, fegte mich von den Füßen, schleuderte und schleifte mich mit sich. Jede Sekunde erwartete ich gegen Felsen zu schlagen und schützte den Kopf so gut wie unter diesen Umständen möglich mit beiden Armen. Als sich das Wasser zurückzog fand ich mich halb eingegraben im Sand wieder. Schwer atmend nahm ich die letzten Reserven zusammen und kroch umständlich weiter, nur weg, nur raus aus dem Brandungsbereich. In meinem Schädel dröhnte und hämmerte es.

Mir fiel mein Bruder ein. Für einen kurzen Moment zögerte ich, hin und her gerissen von der Angst um das eigene und Robs Leben, arbeitete mich dann aber weiter und kämpfte mich erneut auf die Füße. Der Orkan zerrte wie besessen an meinem Körper, fest entschlossen mich wieder zu Boden zu werfen, wo ich seiner Meinung nach hingehörte. Entschieden rang ich dagegen an und wagte endlich einen ersten Blick über die Schulter die Küste hinunter. Ich befand mich bereits außerhalb der Reichweite der zusammenfallenden Wellenberge und stolperte noch ein Stück weiter, bis meine Beine den Dienst versagten und ich mit dem Gesicht voran in nassem, eisig kaltem Sand landete.

Angeschlagen blieb ich liegen.

Aus Tausenden Kübeln ergoss sich Regen. Ich setzte mich auf, wandte den Kopf um und versuchte vergeblich durch den Niederschlag zu spähen. Es war unmöglich. Der dichte Vorhang des Regens nahm mir jegliche Sicht. Vehement überkam mich die Angst um meinen Bruder. Wie hilflos ich mich fühlte! Tränen der Hoffnungslosigkeit und des Schmerzes rannen aus den Augen und verloren sich in Sturzbächen aus Regenwasser.

Mit schon schwindender Energie sprang ich auf und schrie Robs Namen anklagend in Richtung Meer. Dann gingen sämtliche Lichter aus. Mein ausgelaugter Körper hatte kapituliert, ich kippte nach hinten weg und verlor das Bewusstsein.

In einer veränderten Welt kam ich wieder zu mir. Zögernd schlug ich die Augen auf und blinzelte mehrmals bevor ich es wagte, den heftig pulsierenden Schädel erst nach rechts und dann nach links zu neigen.

Okay, ich lebte.

Mit diesen Kopfschmerzen musste man noch unter den Lebenden weilen.

Mit zitternden Händen tastete ich meinen Kopf ab und berührte Stoff. Jemand hatte mir allem Anschein nach einen Verband angelegt. Auf die Ellenbogen gestützt blickte ich mich in der Höhle um. Sie war nicht sonderlich geräumig, bot aber genügend Schutz vor der sengenden Sonne, die draußen wieder das Regiment übernommen hatte. Das blendende Licht, das in die Höhle drang, schmerzte in den Augen und verstärkte das Pochen unter der Schädeldecke. Neben mir erspähte ich die Reste eines Hemdes.

Rob's Hemd.

„Rob?“ Ich erkannte meine eigene Stimme nicht wieder. „Rob, wo bist du?“

Keine Antwort.

Ich setzte mich auf. Da es besser ging als erwartet, wagte ich mich auf die Beine. Zwar nahmen die Kopfschmerzen sofort an Intensität zu, doch sie ignorierend machte ich die ersten unsicheren Schritte und trat vor die Höhle hinaus ins Freie. Die Xyn, die gute alte Sonne, stand bereits tief und tauchte die Welt in goldenes Licht. Vor mir lag das spiegelglatte Meer. Nichts erinnerte an das Unwetter, das hier vor kurzem noch getobt hatte. Nach einigen weiteren Schritten drehte sich mir der Kopf und ich sah mich gezwungen, den Stamm einer willkommenen Palme als Stütze anzunehmen.

Dann vernahm ich die Stimme meines Bruders.

„Bist du wieder unter den Lebenden?“ Vor mir stand ein lächelnder, kerngesunder Robert Schilt. Keine Schramme, keine Blessur war in seinem tief gebräunten Gesicht oder sonst irgendwo am von der Sonne gegerbten Körper auszumachen, der nur noch in einem alten Paar zerschlissener Hosen steckte.

Wieder einmal stellte ich fest, wie verblüffend ähnlich wir uns sahen. Manchmal war mir so, als blickte ich in den Spiegel, wenn ich sein Gesicht dicht vor meinem wahrte. Er war drei Jahre älter und sah mit seinen beinahe

dreißig Lenzen reifer und erwachsener aus als ich, aber dies war natürlich eine rein subjektive Ansicht. In Stoney Creek konnte man uns schon als Kinder nur schwer voneinander unterscheiden. Natürlich war Rob als der ältere auch immer der Größere gewesen und neben ihm verriet mich stets mein geringerer Wuchs. Tatsächlich sollte ich ihn später einmal einholen und sogar um wenige Zentimeter überragen. Ich mochte vielleicht ein paar Haaresbreiten größer sein als er, dafür verfügte Rob über kräftigeren Körperbau. Er glich seine geringere Körpergröße durch breitere Schultern aus, ein für das ungeübte Auge durchaus markantes Unterscheidungsmerkmal.

Rob reichte mir einen hölzernen Becher.

„Hier, trink! Du hast bestimmt Durst.“

Erst jetzt bemerkte ich, wie Recht er hatte, ergriff das Gefäß und trank. Das Wasser war kühl und s, und mir verlangte sogleich nach mehr. Rob ging in die Knie und schöpfte aus einem alten Holzeimer nach. Eimer und Becher waren keine Unbekannten. Das letzte Mal hatte ich beide in unserem Boot gesehen.

„Du hast es also auch geschafft. Und in deutlich besserer Verfassung als ich“, sagte ich endlich. Die Erleichterung darüber war mir vielleicht nicht anzuhören, aber in unserer Kommunikation spielten die für Außenstehende nur schwer wahrnehmbaren Untertöne eine wichtige Rolle. Und Rob bekam sehr wohl mit, welch tonnenschwere Last mir von der Brust fiel.

Er grinste. „In deinem Alter habe ich mich auch noch ungeschickt benommen. Da machen wir ‘ne kleine Bootsfahrt, als hätten wir noch nie eine gemacht, und der erste Luftzug weht mein Brüderchen über Bord. Und wie sieht er aus, wenn ich ihn wieder finde? Er liegt halb eingegraben und bewusstlos im Schlamm, hat ein Loch im Kopf und spielt toter Mann.“ Der Ton in seiner Stimme veränderte sich dramatisch. „Ich bin vor Angst um dich fast gestorben. Als wir strandeten warst du plötzlich verschwunden. Ich bin verrückt geworden vor Sorge.“

„Als das Boot auf Grund lief bin ich in hohem Bogen über Bord geflogen“, erinnerte ich mich vage und schauderte beim Gedanken an das Geschehene.

„Das habe ich sehr wohl mitbekommen. Die Brandung riss dich sofort weg, du warst einfach nicht mehr zu sehen.“ Dann berichtete er, wie eine der nächsten

Wellen das Boot umgeworfen hatte. „Ich schwamm um mein Leben, versuchte, mich aus der Strömung zu befreien. Irgendwann muss es mir gelungen sein, auf jeden Fall spülte mich ein enormer Brecher den Strand hinauf. Da lag ich nun, du warst fort, das Boot ebenso, und um mich herum herrschte das heftigste Unwetter meines Lebens. Ich hätte heulen können. Ich schrie wieder und wieder deinen Namen. Und dann hörte ich dich rufen. Nur einmal, aber es reichte. Ich lief in die Richtung, aus der dein Ruf kam, und fand dich. Nun ja, den Rest kannst du dir denken. Ich habe dich hochgenommen und uns diese Höhle hier gefunden. Sie bot immerhin Schutz gegen den Regen.“ Rob betrachtete mich prüfend. „Wie geht es dir? Du musst mit dem Kopf irgendwo gegengeschlagen sein. Zum Glück ist es nur eine Platzwunde. Weißt du übrigens, dass du einen Tag und zwei Nächte durchgeschlafen hast?“

Diese Tatsache verwunderte mich in der Tat. Mit allen zehn Fingern betastete ich die verpackte Wunde, als könnte ich ihre Ausmaße unter dem Stoff spüren. „Hämmert noch immer ganz schön. Ich bin mit dem Kopf gegen den Bootsrand geknallt. War kein angenehmes Gefühl.“

„Bestimmt nicht. Übrigens habe ich das Boot wieder gefunden. Es liegt ein ganzes Stück den Strand hinunter. Ziemlich lädiert, aber noch schwimmfähig. Teile des Masts, an dem noch immer die Fetzen des Segels hängen, sind auch angetrieben worden. Alles reparabel. Bei dieser ruhigen See können wir bald zurückkehren. Wir sitzen hier also nicht für alle Ewigkeiten fest.“

Das waren gute Neuigkeiten.

„Sind wir auf Radan?“ fragte ich.

„Mit absoluter Sicherheit. Wir hatten wirklich verdammt Glück. Besser, du schonst dich noch ein wenig.“

Ich kehrte also wie geheißen in den angenehm kühlen Schatten der Höhle zurück, während sich Rob daran machte, unseren Kahn wieder schwimmfähig zu machen.

Meine Gedanken wanderten im Kreis. Was mochte unser Vater nur denken? Er machte sich bestimmt schreckliche Sorgen um seine beiden Söhne. Mir lag daran, so schnell wie möglich die Heimreise anzutreten, aber wir saßen hier erst einmal fest. Ich hoffte inständig, bereits morgen in der Lage zu sein, Rob

tatkräftig bei der Reparatur des Bootes zu helfen. Im Augenblick sah ich mich außerstande auch nur den Strand hinunter zu laufen, geschweige denn irgendwelche handwerklichen Tätigkeiten aufzunehmen.

Mit einem Mal wurde die ganze Höhle bis in den letzten Winkel in goldenes Licht getaucht. Die Sonne war tiefer gesunken und schickte ihre letzten Strahlen durch den Höhleneingang.

Was sich nun ereignete, sollte nicht nur mein Leben sondern das Leben aller Menschen Gondwanas für immer verändern. Manchmal frage ich mich heute noch, Ewigkeiten später, was geschehen wäre, hätte ich die Entdeckung, die ich drauf und dran war zu machen, schlichtweg nicht gemacht. Ein bewölkter Horizont hätte gereicht, um die Sonnenstrahlen daran zu hindern, mir etwas zu zeigen, was vielleicht besser für alle Zeiten verborgen geblieben wäre. Ich hätte auch nur einfach einschlafen und die wenigen Augenblicke des enthüllenden Lichts versäumen können. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wäre es weder mir noch Rob in den Sinn gekommen, die Höhle genauer in Augenschein zu nehmen. Warum auch? Wir hätten vielleicht noch eine oder zwei Nächte in ihr verbracht, bevor wir wieder aufgebrochen wären, um nie wieder zurück zu kommen. Heute weiß ich, es hat so sein müssen. Die Zeit war reif gewesen. Nein, es war kein Zufall, am 33. April des Jahres 621 nach Beginn der menschlichen Zeitrechnung auf Gondwana diesen Fund gemacht zu haben. Ob die Ermeskul ihre nicht vorhandenen Finger dabei im Spiel hatten, sei dahingestellt. Im Rückblick tendiere ich zu dieser Theorie.

Ein Stück der hinteren Höhlenwand, die von meinem Ruhelager so aussah, als bestünde sie aus Reihen aufgeschichteter Steine, erregte meine Neugierde. Jene letzten Sonnenstrahlen fielen so günstig darauf, ich wurde regelrecht gezwungen, sie zu bemerken. Meine Augen konzentrierten sich sogleich auf diese unerwartete Entdeckung. Nein, es konnte sich um keine natürliche Erscheinung handeln, dieser Haufen Steine war von welcher Hand auch immer irgendwann aufgetürmt worden.

Jetzt war meine Wissbegier geweckt. Doch gerade als ich mich erheben wollte, um der Sache auf den Grund zu gehen, ging der magische Moment vorüber. Die Sonne versank und zog ihr verräterisches Licht aus der Höhle ab. Als hätte jemand die einzige Kerze ausgeblasen, wurde es dunkel. Ich erstarrte in der

Bewegung, meine Augen immer noch auf die Stelle fixiert, über die sich wieder der Mantel der Finsternis ausgebreitet hatte.

Doch war es zu spät.

Ich hatte gesehen, was ich gesehen hatte.

Das Wissen, auf etwas Ungewöhnliches gestoßen zu sein, auf etwas, das einfach nicht hierher gehörte, ließ mich fortan nicht mehr los. Was mochte sich hinter der steinernen Mauer befinden? Radan war, soweit ich es wusste, nie von Menschen besiedelt worden; besucht ja, lag die Insel doch direkt vor der Haustür Avenors und damit im unmittelbaren Einzugsbereich von Stoney Creek. Womöglich waren Rob und ich nicht die ersten, die diese Kaverne vorübergehend als Behausung nutzten. Durchaus denkbar, dass es vorher schon einmal Menschen hierher verschlagen hatte. Es juckte mich, ins Dunkle hineinzukriechen, aufs Geratewohl zu versuchen, die steinerne Mauer mit den Händen zu ertasten. Doch ich blieb liegen. Ich wollte erst meinem Bruder davon berichten.

Rob kehrte erst nach Einbruch der Dunkelheit zurück. Ebrod, der größere der beiden Monde Gondwanas, war inzwischen in seiner ganzen Pracht über dem Meer aufgezogen. Sein mystisches Licht tauchte die noch junge Nacht in geheimnisvoll blauen Glanz. Wenig bekam ich davon mit. Innerhalb der Höhle war es schon längst stockdunkel.

„Jack! Schläfst du? Bist du hungrig?“

„Wie ein Tier.“

„Ich befürchte, es gibt nicht viel. Steht dir der Sinn nach Tichinas?“

„Nicht unbedingt. Aber besser als ein weiterer Schlag auf den Kopf.“ Ich stand auf und schwankte nach draußen. Erleichtert stellte ich fest, das Schwindelgefühl bereits wieder im Griff zu haben. Rob saß eingehüllt in Mondlicht vor dem Höhleneingang und schnitt Tichinas auf.

„Geht es dir besser? Was macht das Köpfchen?“ erkundigte er sich. „Setz dich! Du musst etwas zu dir nehmen.“

Artig nahm ich neben ihm Platz. Mein Bruder reichte mir eine geschälte Tichina, die ich protestierend entgegennahm. „Du musst mich nicht füttern! Ich bin ja kein Krüppel.“

Rob übergang die Bemerkung. „Ich war hinter einem jungen Moa her, aber leider hatte ich kein Glück. Sonst gäbe es jetzt einen Festschmaus.“

Der Gedanke an das saftige Fleisch eines am offenen Feuer gebratenen Moas ließ mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. Stattdessen mussten wir uns mit leicht faulig schmeckenden Tichinas zufrieden geben, die aufgrund ihres faserigen Fleisches nicht gerade zu meinem bevorzugten Obst zählen. Sogar in reifem Zustand schmecken sie einfach zu bitter. Süße Bodisaven wären mir eindeutig lieber gewesen.

Eine Tichina zu schälen bedeutet nicht gerade wenig Arbeit, sitzt ihre Schale doch fest am Fruchtfleisch, besonders bei noch etwas unreifen Exemplaren. Zudem lohnt sich die Mühe nicht sonderlich. Das größte an Tichinas ist ihr riesiger Kern, der beinahe die gesamte Frucht ausmacht. Dennoch war ich dankbar, überhaupt etwas in den knurrenden Magen zu bekommen und beschwerte mich nicht weiter. Nachdenklich kaute ich auf der Frucht herum. Was mochte sich hinter den aufgeschichteten Steinen befinden? Ich brannte darauf, Rob davon zu erzählen.

„Das Segel ist in schlechterem Zustand als ich annahm“, erzählte mein Bruder. Seine Stimme klang aber zuversichtlich. „Wir haben zwar nichts hier, um es zu flicken, aber ich denke, es wird auch so gehen. Wir müssen uns eben mit stark verminderter Segelfläche auf den Weg machen.“

Ich konnte es nicht länger zurückhalten. „Ich hatte Gelegenheit, die Höhle genauer zu untersuchen, Rob.“

Der kaute ohne aufzusehen unbeeindruckt weiter. „Und?“

„Im hinteren Teil befindet sich ein Wall aus aufgeschichteten Steinen. Ungewöhnlich, nicht wahr? Leider wurde es zu dunkel, bevor ich mir das ganze genauer ansehen konnte.“

Rob hielt inne. „In der Tat kurios“, fand er. „Gemauert?“

„Ich weiß es nicht. Sah so aus.“



„Wir können es ja morgen bei Tageslicht einmal ansehen.“ Damit war das Thema für ihn erledigt und er widmete seine ganze Aufmerksamkeit wieder den Tichinas. Mit etwas Abstand betrachtet glaubte auch ich nicht mehr an etwas Besonderes im Zusammenhang mit meiner Entdeckung.

Wie sehr ich mich täuschen sollte.

Am nächsten Morgen machten wir uns daran, meine Entdeckung genauer unter die Lupe zu nehmen. Es drang genug Helligkeit ein, um den größten Teil der Höhle mit Licht zu fluten. Das Mauerwerk jedoch war raffiniert angelegt worden. Es lag im Schatten einer vorspringenden Felsnase, die es vor neugierigen Blicken schützte. Selbst jetzt, direkt davor stehend, war es kaum auszumachen.

„In der Tat faszinierend“, sagte Rob. „Es ist tatsächlich gemauert. Allerdings nicht sehr fachmännisch, wenn du mich fragst.“ Er tastete die mannshohe, etwa zwei Körperlängen breite steinerne Wand mit den Händen ab. Ich tat es ihm gleich. Der Mörtel zwischen den Steinen stand teilweise fingerdick hervor und bröckelte uns bei der leisesten Berührung entgegen. „Diese Wand ist in Eile hochgezogen worden. Und nicht erst gestern.“

„Auch nicht erst vorgestern. Diese Arbeiten hier wurden vor langer Zeit verrichtet. Das erinnert mich an die Überreste von Van Dien. Erinnerst du dich an die Jahrhunderte alten Ruinen? Die Reste der Grundmauern waren in so schlechtem Zustand, man konnte sie mit dem kleinen Finger zum Einsturz bringen. Beinahe so wie hier.“

Rob nickte. „Du hast Recht, Jack. Diese Mauer ist uralt.“

Wir wechselten gespannte Blicke. Trotz des schlechten Lichts sah ich Robs Augen funkeln. Auch seine Neugier war geweckt, und wenn etwas nicht zu unterdrücken war, dann sie.

„Wir brauchen mehr Licht.“ Ohne weitere Worte stand für mich fest, die Mauer abzutragen, auf welche Weise auch immer. Und ich wusste genau, Rob war meiner Meinung.

„Wir haben kein Licht“, erwiderte mein Bruder mit aufkommender Ungeduld in der Stimme. „Unsere Fackeln und Kerzen liegen auf dem Meeresgrund. Wie auch immer, wir werden diese Wand erst einmal einreißen, dann sehen wir weiter. Sieht ohnehin nicht mehr sonderlich stabil aus. Ein paar Tritte genügen unter Umständen. Geh ein Stück zurück! Es könnte sein, dass das Teil nicht zusammenbricht sondern im Ganzen umkippt.“

Typisch Rob! Natürlich übernahm er sofort das Kommando und drängte mich in die Rolle des Zuschauers. Ich wollte widersprechen, besann mich aber eines anderen und trat wie verlangt ein paar Schritte zurück. Womöglich war es besser, ihm den Vortritt zu lassen. Ich war noch angeschlagen und körperliche Arbeit mit Sicherheit nicht die richtige Rezeptur zu schnellstmöglicher Genesung.

Rob machte sich sofort an die Arbeit. Zunächst versetzte er der maroden Wand einen gezielten Tritt, der sie erzittern ließ. Teile des protestierenden Mauerwerks bröckelten ab. Auch hörte es sich so an, als hätten erste Steine begonnen, sich aus ihrer Verankerung zu lösen.

„Die widersteht nicht lange“, kommentierte er seinen ersten Versuch. „Ein paar weitere Tritte müssten das übrige tun.“

Und so war es auch. Nach vier weiteren Gewaltakten gegen das spröde alte Mauerwerk, stürzte es ohne jede weitere Vorwarnung in sich zusammen. Rob hatte bereits zum nächsten Schlag angesetzt, als er die Bewegung in der einstürzenden Mauer wahrnahm und stattdessen einen Satz nach hinten machte. Mit letztem dumpfem Ächzen kollabierte die Jahrhunderte alte Arbeit. Das Zusammenstürzen der vielen Steine nahm nur wenige Augenblicke in Anspruch und verursachte dabei überraschend wenig Lärm. Unangenehmer war da schon die Staubwolke, die sich explosionsartig in der ganzen Höhle ausbreitete und uns hustend nach draußen zwang.

Rob grinste mich triumphierend an. „Na, wie habe ich das gemacht?“

„Wie ein echter Fachmann. Ich dachte die ganze Höhle stürzt über unseren Köpfen ein.“

„Jetzt müssen wir nur noch warten, bis sich der Staub etwas gesetzt hat. Dann werden wir sehen.“

Endlos lange Minuten verstrichen, bevor wir uns erneut in das Innere der Höhle wagten. Die Luft flimmerte von Tausenden herumfliegender Partikel. Das Mauerwerk war in der Mitte zusammengestürzt. Zu beiden Seiten standen die stark in Mitleidenschaft gezogenen Restwände. Zu unseren Füßen dagegen lagen die traurigen Trümmer. Sie stellten kein Hindernis mehr dar. Der Blick war frei auf ein gähnendes schwarzes Loch im Fels. Wir spähten hinein, konnten aber nichts erkennen. Das vor uns liegende Gewölbe schien auch nicht allzu tief zu sein, womöglich war unsere ganze Mühe umsonst gewesen und es befand sich rein gar nichts darin. Eine Kerze hätte jetzt Wunder bewirkt, doch wir hatten keine. Uns blieb keine Wahl. Wir mussten auf unseren Tastsinn vertrauen.

„Ich gehe rein“, sagte ich kurz entschlossen und schlüpfte, bevor Rob noch etwas einwenden konnte, durch die Öffnung. Etwas zu übereilt, denn prompt stolperte ich über im Dunkel verborgene Mauerreste und schlug der Länge nach hin. Robs höhnisches Gelächter schmerzte mehr als das aufgeschlagene Knie.

Mit beiden Händen untersuchte ich, worauf ich gefallen war. Es fühlte sich weich und krümelig an wie ein Haufen vermodernder Holzpflocke und klapperte hohl unter meinen forschenden Fingern. Ein unheimlicher Verdacht beschlich mich, der sich schnell bestätigte.

Ich lag auf den sterblichen Überresten eines Toten.

Mit einem heißeren Schrei warf ich mich nach hinten und rutschte auf allen Vieren von meinem grausigen Fund weg in Richtung Rob, der noch immer am Eingang stand und mich verständnislos beobachtete.

„Was ist denn mit dir los?“ fragte er, während ich auf ihn zurobbte.

„Da drin liegt ein Skelett“, brachte ich angewidert hervor.

Rob ließen diese Neuigkeiten kalt. „Ja und? Ein Skelett kann dir doch nichts tun. Jetzt nimm dich mal zusammen!“ Kopfschüttelnd marschierte er hinein, wick der Stolperfalle aus, die mich ins Straucheln gebracht hatte, und verschwand aus meinem Blickfeld. Es knackte nur leicht, als die alten Knochen des Toten unter seinen beschuhten Sohlen barsten.

„Und?“ rief ich, wenig gewillt ihm zu folgen. „Kannst du was erkennen?“

Gedämpftes Rascheln, als wühlte jemand in reichlich Papier. Ohne ein Wort Robs flogen die ersten Objekte, derer er habhaft wurde, wie aufgescheuchte Vögel aus der Öffnung heraus.

„Sieh selbst“, rief er, die Enttäuschung in seiner Stimme nicht verbergen könnend. Ich zog den Kopf ein und wich einem der Geschosse aus, das verdächtig einem Buch ähnelte, nur um vom nächsten mitten im Gesicht getroffen zu werden. Bei der Kollision löste sich der lederne Einband und hunderte von vergilbten Blättern landeten lose in meinem Schoß. Ein weiterer Umschlag rauschte dicht am Ohr vorbei und knallte lautstark gegen die Höhlenwand.

„Hey, Rob, was soll das?“ rief ich ungehalten. „Hör auf damit! Du machst ja alles kaputt!“

„Nur alte Schriften. Alte Schriften und ein Skelett. Ich weiß nicht, was ich jetzt aufregender finden soll.“

Die Unzufriedenheit meines Bruders konnte ich ganz und gar nicht teilen. Schriftliche Aufzeichnungen zogen mich stets in ihren Bann, vielleicht deswegen, weil es nur so wenige davon gab. Und während Rob stapelweise Schriften heranschleppte und sie deutlich behutsamer in meiner Nähe deponierte, blätterte ich ehrfürchtig durch die ersten Seiten. Die Lichtverhältnisse erwiesen sich jedoch als gänzlich ungeeignet um irgendetwas entziffern zu können, also verzog ich mich mit meinem Schatz nach draußen.

Nun war es an mir, enttäuscht zu sein. Hunderte Seiten fleckiger, vergilbter und zum Teil vergammelter Schriften, geschrieben in einer Sprache, die ich nicht verstand. Faszinierend alleine die Handschrift, mit vielen schwungvollen Bögen, die, auch wenn eindeutig erkennbar zuweilen hastig geschrieben, nie ihre kontinuierlich klare Gestalt verlor. Mit der gebotenen Vorsicht, das angegriffene Material nicht noch weiter zu ruinieren, schlug ich Seite um Seite um, in der Hoffnung irgendwann auf Textzeilen zu stoßen, die ich zu entziffern in der Lage war. Doch dieser Wunsch erfüllte sich zunächst nicht.

„Noch irgendwas anderes?“ fragte ich Rob, der begonnen hatte, sämtliche Funde vor die Höhle zu tragen und zu Haufen aufzuschichten.

Er schüttelte den Kopf. „Bis jetzt nicht. Weißt du, was ich glaube? Das ganze Zeug ist in der Endphase des Großen Krieges von Stoney Creek aus hierher geschafft worden, um es vor der Vernichtung durch die Opreju zu bewahren.“

Sofort misstraute ich dieser Theorie. „Das kann ich mir nicht vorstellen. Ich meine, wer nimmt sich die Zeit, irgendwelche Aufzeichnungen hier einzumauern, wenn der Feind vor der eigenen Haustür steht.“

„Nun, dass es sich hier offenbar um wichtige Dokumente handelt, dürfte außer Frage stehen, oder denkst du, der arme Kerl da drin hat sich für nichts ermorden lassen?“

„Du willst sagen, er ist getötet worden?“

„Davon gehe ich aus. Wer lässt sich schon bei lebendigem Leib einmauern? Wer immer er war, er musste sterben, damit dieses Versteck geheim bleiben konnte.“

Ich nickte nachdenklich. „Klingt plausibel. Das bedeutet aber auch, dass es noch jemand gegeben hat, der um diesen Ort wusste.“

„Natürlich“, führte Rob mein Gedankenspiel fort. „Derjenige, der die Mauer hochgezogen hat. Der Mörder.“

Wesentlich respektvoller wandte ich mich einem der Stapel zu, die Rob aufgeschichtet hatte. Wenn seine Annahme stimmte und der Tote in der Höhle tatsächlich wegen jener Dokumente das Leben verloren hatte, mussten sie bedeutend sein – oder waren es wenigstens einmal gewesen.

„Bis jetzt werde ich nicht schlau aus dem ganzen. Alles geschrieben in fremdartiger Sprache.“ Wahllos griff ich nach einem großformatigen ledernen Umschlag, der sich in noch schlechterem Zustand befand als der erste. Der Inhalt bestand aus allerlei schwer lädiertem Kartenmaterial, das einmal mit Wasser in Berührung gekommen sein musste.

„Sieht aus wie eine Sammlung von Landkarten“, murmelte ich und gab es Rob weiter, der sich mehr für Pläne und dergleichen interessierte.

„Das sind detaillierte Karten von Aotearoa“, rief er fasziniert aus. „Vater besitzt eine kleine Sammlung alter Landkarten von Gondwanaland. Diese hier sind ähnlich, nur in größerem Maßstab. Und detaillierter. Sieh mal, sogar

welche von der Bay of Islands. Apago, Wentland, Ewas, Radan, ich erkenne sie genau wieder. Nur stehen hier völlig andere Bezeichnungen neben den Inseln. Radan heißt hier – ich kann es kaum entziffern – ‚Eyllo-essudi‘ oder so ähnlich. Die Namen für jede Insel beginnen mit ‚Eyllo‘...“

Ich hörte ihm nur mit einem Ohr zu, hatte ich mich doch bereits anderen Aufzeichnungen zugewandt, begierig, endlich welche zu finden, die ich auch lesen konnte. Es sollte einige Zeit dauern, bis ich auf etwas stieß, was in verständlicher Sprache geschrieben war, doch ich wurde schließlich fündig. Es handelte sich um eine kleinformatige, vom Zahn der Zeit angenagte Sammlung loser Blätter, beschrieben mit verblasster, grünlich-grauer Tinte. Zwei Umschlagseiten aus altem zerbröckelndem Leder umgaben mehr oder weniger schützend den zerfallenden Inhalt von schmutzig-gelbem, pergamentartigem Papier. „Na also!“ rief ich erleichtert. „Sieh mal, endlich Aufzeichnungen in unserer Sprache. Sieht aus wie ein Tagebuch.“

Was ich in den Händen hielt, sollte das Bild von der Welt, in der wir lebten seit wir denken konnten, für immer verändern.

## 2 Vergangenheit

Gondwana war Jahrhunderte lang eine friedliche Welt gewesen. Neben den Menschen existierten auf meinem Heimatplaneten nur zwei weitere, höher entwickelte Lebensformen. Eine davon waren die Uhleb, humanoide Kreaturen von kleinem Wuchs und ebensolchen Bedürfnissen.

Das Volk der Uhleb besiedelte einst weite Teile Gondwanalands. Wann und warum es sich teilte, und welcher Teil das angestammte Gebiet (das die Menschen schlicht „Uhleb“ nannten) verließ, um neue Siedlungen im Norden zu gründen, liegt im Dunkeln. Fest steht unwiderlegbar, wo sie sich erfolgreich niederließen: Anfangs in den fruchtbaren Gebieten zwischen den Hügeln von Ithra und dem Fluss Sokwa. Später siedelten sie auch westlich davon und erreichten die südlichen Ausläufer des Zentralmassivs, einer Klimagrenze, die den flächenmäßig um ein Vielfaches kleineren und kühleren Nordostzipfel des Kontinents vom heißen, trockenen Süden trennt. Abschließend stießen sie in den regenreichen und für ihren Geschmack eigentlich unwirtlichen Norden des Kontinents vor, nach Aotearoa.

Immerhin die Triebfeder hinter dieser letzten Völkerbewegung ist bekannt. Freiwillig traten die Uhleb nicht in Konkurrenz zu den Menschen, die Aotearoa als ihr eigen betrachteten.

Den tiefen Süden des Kontinents, von Fennosarmatia bis hinunter in das Eisgebirge, konnten weder Mensch noch Uhleb jemals meistern. Er blieb sich selbst und natürlich den Opreju überlassen. Die Landmasse im Westen, den Menschen ein Begriff unter dem Namen Kenorland, blieb durch eine natürliche Barriere versperrt, einem gewaltigen Gebirgszug, welcher den Kontinent Gondwanaland von Nord nach Süd durchzieht und in zwei ungleich große Teile aufspaltet. Die ersten Menschen, die sich daran machten ihn zu überwinden, scheiterten an seiner schieren Größe. Nur wenigen abenteuerlustigen Seefahrern war es gelungen, das sagenhafte Land jenseits des Barrieregebirges auf dem Seeweg über die unberechenbare Tethys zu erreichen. Nur eine Handvoll kehrte zurück, um davon berichten zu können. Sie sprachen unabhängig voneinander von unendlichen Weiten, üppig und fruchtbar an

ihren Rändern, aber karg und versteppt im Inneren. Ihre zweifelhaften Berichte von Fabelwesen, die dort angeblich vorkamen, stießen auf berechtigtes Unverständnis. Niemand konnte sich mit schuppigen Panzern versehene Sechsheiner von den vielfachen Ausmaßen einer Kuh, ausgestattet mit langen, peitschenförmigen Schwänzen, auch nur im Entferntesten vorstellen. Ebenso fragwürdig blieben die Darstellungen immens hoher Baumriesen, die in den Himmel reichten, soweit man sehen konnte und angeblich über Stämme verfügten, die eine Kette aus fünfzig Männern nicht umfassen könnte. Der namenlose Westen Gondwanalands schien über eine Flora und Fauna zu verfügen, die sich gänzlich von der im Osten unterschied. Nur wenige glaubten diesen Berichten. Vielleicht hätten sich die Menschen irgendwann ernsthaft aufgemacht, dieses Wunderland auf der anderen Seite des Barrieregebirges zu erkunden, wäre ihnen der katastrophale Krieg gegen die Opreju nicht dazwischengekommen. Danach stand den wenigen Überlebenden nicht mehr der Sinn nach Entdeckungen.

Den Opreju als Gegner gegenüberzustehen, der dritten höher entwickelten Lebensform Gondwanalands, brachte die Menschen an den Rand der Vernichtung. Wie war es dazu gekommen? Eine gute Frage. Letztlich gibt es keine gesicherten Belege, weshalb die beiden so unterschiedlichen Völker in Konflikt gerieten.

Die Opreju lebten an und für sich genau dort, wo weder Uhleb noch Menschen freiwillig einen Fuß gesetzt hätten, vornehmlich in Fennosarmatia. Dieser weite Landstrich tief im Süden, zwischen Ithra und dem Taorsee gelegen, besteht größtenteils aus lebensfeindlichen Wüsten und Einöden. Im Grunde genommen konnten sich Mensch und Opreju nicht in Quere kommen, da sie praktisch in verschiedenen Welten lebten.

Und doch taten sie es.

Die bestenfalls entfernt humanoid wirkenden Opreju, im Gegensatz zu Menschen und Uhleb von riesigem Wuchs (sie erreichen eine Körperlänge von bis zu vier Metern) hatten sich ihrerseits ebenfalls aufgemacht, neue Teile Gondwanalands zu bevölkern. Da sich ihr Drang nach Norden richtete, stießen sie unweigerlich auf die von Anfang an unterlegenen Stämme der Uhleb, deren Zahl innerhalb eines relativ kurzen Zeitraums rapide abnahm. Aus Ithra verdrängt, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich nach Norden zu



orientieren, nach Aotearoa, wo sie in Konflikt mit den Menschen gerieten, die die stete Zuwanderung misstrauisch beobachteten. Auseinandersetzungen blieben naturgemäß nicht aus, und das friedliche Nebeneinander fand ein blutiges Ende.

Die Menschen beanspruchten lange Zeit nur ein verhältnismäßig kleines Siedlungsgebiet im zentralen Aotearoa, das sie Otago nannten. Erst viel später wurden sie auch nördlich davon ansässig, in einem Gebiet, das sie Avenor tauften. Nach Beginn der Konfrontation mit den Uhleb dehnten sie ihre Ansprüche unverhältnismäßig weit bis an den Skelettfluss aus, die natürliche Grenze zwischen Aotearoa und Laurussia, das damals noch den Otygen, einem Stamm der Uhleb, gehörte. Ihre nicht wenigen Siedlungen wurden von den Menschen niedergemacht. Dörfer verschwanden eines nach dem anderen, bis keines mehr übrig war.

Im Norden Aotearoas, auf der Halbinsel Avenor, endete die friedliche Koexistenz erst spät, dies belegen die wenigen Aufzeichnungen der Otygen, die sich die Schriftsprache der Menschen angeeignet hatten und ihre ureigene Geschichte niederschrieben, um sie vor dem Vergessen zu bewahren. Auf Randgebiete zurückgedrängt, fristeten die Überreste eines einst weitverbreiteten Volkes nur noch ein Schattendasein. Als mit der Invasion der Opreju der Große Krieges schließlich auch Avenor erreichte, verlieren sich die Spuren der Uhleb für immer.

So brachte man es uns bei, und genau so begriffen wir unsere Welt. Nicht den geringsten Grund gab es, diese grundlegenden Gegebenheiten, die Geschichte meines Volkes, anzuzweifeln. Ich kannte niemanden, der auf den Gedanken gekommen wäre, dass vielleicht nicht alles was zuhause gelehrt wurde den Tatsachen entsprach. Warum auch sollte man uns anlügen, uns vorsätzlich Unwahrheiten weitergeben?

Doch schon bald sollten mich erste Zweifel plagen. Zweifel, die schlussendlich ein Räderwerk in Bewegung zu setzen wussten, welches sich, einmal in Gang gebracht, nicht mehr stoppen ließ.

Rob und ich blieben zwei weitere Tage auf Radan. Mein Bruder kümmerte sich darum, das Boot wieder flott zu kriegen. Ich dagegen fand nur noch Augen für den Schatz, den wir gefunden hatten. Der überwiegende Teil der Schriften blieb mir verschlossen, da ich die geschriebene Sprache nicht verstand. Ich befasste mich deswegen ganz und gar mit der Sichtung dessen, was ich zu entziffern in der Lage war.

Nun waren weder Rob noch ich geübte Leser, da diese Fertigkeit in Stoney Creek nicht traditionell gelehrt wurde. In einer Welt, in der die Fähigkeit zu lesen zum Überleben nicht wichtig war, legte auch niemand viel Wert darauf, sie zu beherrschen. Nur wenige Kinder meiner Heimat (einschließlich Rob und mir) kamen in den Genuss, Lesen zu lernen. Meine Mutter bestand darauf, und so fügten wir uns wenn auch widerwillig. Wie so oft erweisen sich viele Dinge, denen man als Kind mit Ablehnung begegnet, im späteren Leben als wahrer Segen.

In Stoney Creek existieren zudem nur wenige handschriftlich verfasste oder gar gedruckte Aufzeichnungen aus der Alten Zeit. Viel Lesestoff war folglich nicht vorhanden. Das meiste davon befand sich mehr oder weniger verborgen in Privatbesitz. Fürwahr kein großer Anreiz, um überhaupt Lesen lernen zu wollen. Dessen ungeachtet insistierte unsere kluge Mutter vehement. Und sie setzte sich letzten Endes durch. Lesen und Schreiben zählen zu den Fähigkeiten, die einmal erlernt auch ohne große Pflege nie mehr verloren gehen.

Wenn ich auch seit Mutters Tod kein einziges Buch mehr in den Händen gehalten hatte, stellte es für mich keine Schwierigkeit dar, die gedruckten Buchstaben vor meinen Augen zu entziffern. Wahrlich ein wenig aus der Übung gekommen, bedurfte es nur etwas Praxis, bis sich die eingerostete Mechanik wieder in Bewegung setzte. Und was ich zu lesen bekam, konnte ich zunächst nicht glauben. Es stand im Gegensatz zu allem, was meinem Wissensstand über die Menschen Gondwanalands entsprach. Mich beschlich der Verdacht, einem schlechten Scherz aufzusitzen, zu grotesk erschienen manche Dinge, die ich fassungslos zur Kenntnis nahm. Nur wenige Details stimmten mit der mir bekannten Realität überein.

Was jetzt ein mulmiges Gefühl bereitete, waren all die verdrängten Zweifel, welche mich so lange ich denken konnte beschäftigt hatten. Vor Jahren ausrangiert und größtenteils ins Unterbewusstsein abgeschoben, strebten sie

nun der Oberfläche entgegen. Ein flaes Gefühl in der Magenrube signalisierte, hier und heute auf etwas gestoßen zu sein, das den Schleier zu etwas seit Jahrhunderten Verborgenen lüftete. Erinnerungen erwachten, von denen ich schon gar nicht mehr wusste, dass ich sie besaß. Erinnerungen an meine Kindheit und an all die ungeklärten Fragen, die ich schon damals nicht zu formulieren wagte.

Seit jeher machten mir die vielen weißen Flecken in unserer Geschichte zu schaffen, die kein noch so gebildeter Lehrmeister jemals zu voller Zufriedenheit hatte beantworten können. Vor allem die Frage, warum uns die Opreju so feindlich gegenüberstanden. Weshalb war es zum Großen Krieg gekommen, der nicht nur Aotearoa sondern auch alle anderen Siedlungsgebiete der Menschen zerstört hinterließ? Aus welchem Grund war einzig und allein Stoney Creek der Vernichtung entgangen? Die Antworten auf meine Fragen erschienen mir bereits als Kind unglaubwürdig. Dennoch akzeptierte ich sie. Gab es einen Anlass, die Worte unserer Lehrer anzuzweifeln? Nicht den geringsten. Was konnte es ihnen auch bringen, uns, ihre Nachkommen, anzulügen?

Opreju hassen Menschen, diese Tatsache nahm ich genauso als gegeben hin wie das Blau des Himmels. Der Große Krieg, so lernten wir es, war ein von den Opreju angezetzelter Vernichtungsfeldzug gewesen, mit dem Ziel, die Menschheit auszulöschen und sich ihrer Siedlungsgebiete zu bemächtigen. Heroisch sei der Widerstand gewesen, aufopferungsvoll und heldenhaft. Nur die Stärksten und Mutigsten überlebten. Sie stoppten den Vormarsch der Angreifer, als an einen Sieg über die hoffnungslose Übermacht niemand mehr glaubte. Die geschlagenen Opreju wurden zurückgedrängt, hinaus aus Avenor, hinaus aus Aotearoa, dorthin wo sowieso kein Mensch mehr freiwillig existieren wollte, nach Laurussia.

So weit so gut.

Aber:

Warum fürchteten wir die Opreju so sehr, wo wir sie doch besiegt und verjagt hatten?

Weshalb wagte sich annähernd zwei Jahrhunderte niemand mehr an den Wiederaufbau der zurückeroberten Gebiete im Süden Aotearoas, namentlich in Otago und der Grenzregion Ergelad?

Und vor allem: Wie kam es zu dem Tabu, das es den doch so siegreichen Menschen verbat, den Skelettfluss zu überqueren, die Grenze zwischen Ergelad und Laurussia, dort wo einst die Uhleb siedelten und das sich nun in der Hand der Opreju befand?

Das Tabu schütze die Menschen, lautete die unbefriedigende Antwort. Solange kein Mensch den Boden Laurussias betrete, sei der Frieden gewahrt. Aber von wem waren diese Bedingungen ausgehandelt worden? Von den Menschen, den Siegern? Wie Sieger benahmen sich die Siegreichen jedenfalls nicht. Das Tabu hingegen schien allerdings durchaus Sinn zu machen, denn seit Generationen war der Frieden gewahrt, hatte kein Mensch mehr einen Opreju zu Gesicht bekommen. Unten im Süden Aotearoas, am Skelettfluss, endete dafür die Welt der Menschen und begann die der Opreju.

So einfach war das.

Glasklar.

Jedoch, einige wussten hinter vorgehaltener Hand vom Gegenteil zu berichten. Wie oft das Tabu seit Ende des Krieges schon gebrochen worden war, konnte niemand genau sagen. Aber es war mit Sicherheit gebrochen worden, daran gab es wenig Zweifel. Beweisen ließ es sich schlecht, und dagegen sprach auch die Tatsache, von den gefürchteten Folgen noch nichts gespürt zu haben.

Letzten Endes übernahmen wir nach außen hin das Verhalten der Älteren und akzeptierten das Tabu. Immerhin schützte es uns unzweifelhaft seit Jahrhunderten, aus welchem Grund also daran rütteln? Die Zweifel hingegen hielten sich. Mich beschlich bereits im zarten Knabenalter der Verdacht, unsere Lehrer glaubten vieles selbst nicht, was sie lehrten. Nun hielt ich zum ersten Mal Aufzeichnungen in den Händen, die die Geschichte Gondwanalands anders beschrieben. Wenig passte zu dem, was mir gelehrt worden war.

Anfangs wirkten die anerzogenen Mechanismen. Ich wehrte mich gegen das vielfach unverständliche Gekritzel und zog es ins Lächerliche. Eine durchaus nachvollziehbare Reaktion, zu utopisch und phantastisch klang all das, was ich in mich hineinschlang. Wenn es mir schon abwegig vorkam, wie würde Rob erst darauf reagieren? Grotesk. Absurd. Welch krankes Gehirn sich diese Märchen wohl ausgedacht hatte? Absolut unglaublich. Genau so dachte ich zu Beginn.

Doch schon bald setzte sich stückweise die Überzeugung durch, hier etwas Revolutionäres in den Händen zu halten, etwas, das keiner blühenden Phantasie entsprungen sein konnte. Diese Ansicht vertiefte sich mit jeder Zeile, die ich zu entziffern in der Lage war.

Beim letzten Abendessen am Lagerfeuer vor dem Höhleneingang beschloss ich mein Schweigen gegenüber Rob zu brechen. Er selbst hatte seine Aufmerksamkeit nur den Landkarten gewidmet, jedoch schnell das Interesse verloren und sich wieder voll und ganz dem Boot zugewandt. Nun kannte ich Rob gut. Sein unbändiger Wissensdrang ließ sich sehr wohl mit meinem gleichsetzen. Anders als ich hatte er jedoch zu keiner Zeit Spaß am Lesen empfunden und dementsprechend unterentwickelt blieben seine Fertigkeiten. Er schämte sich schlicht und einfach dieser Tatsache und überließ mir daher kampflos das Feld. Nicht eine Minute forderte er Unterstützung bei der Reparatur des Bootes ein. Offensichtlich wollte er mir die nötige Zeit geben, mir ein genaues Bild zu machen, um mich später haarklein auszufragen. Diese in seinen Augen zweitklassige Arbeit ließ er mich nur zu gerne machen.

Wo aber würde ich beginnen? Wie sollte ich es bewerkstelligen, etwas glaubhaft zu berichten, das so unerhört klang? Zu verwirrend präsentierten sich die Eindrücke meiner Lesewut, als dass ich gewagt hätte, Rob auch nur etwas davon guten Gewissens zu erzählen. Er stellte auch keine Fragen, schien abzuwarten zu können.

Handflächengroße, auf Holzstecken gespießte Krebse brieten knisternd im offenen Feuer. Auf einem heißen Stein brutzelten aufgeschlagene Möweneier. Es roch verführerisch. Rob nahm einen orangeroten Krebs aus den Flammen und brach die enormen Scheren auf. In langen zähen Fäden tropfte das flüssige, blassrosa Fleisch aus den geborstenen Schalen.

„Also schieß mal los! Was hast du so alles in Erfahrung gebracht?“ fragte er endlich betont beiläufig.

Ich knackte nachdenklich eine Krabbenschere. Tja, wo anfangen? Wie sollte ich ihm glaubhaft klarmachen, dass unsere Vorfahren vor exakt sechshundertzweiundzwanzig Jahren mit einem Gefährt namens „Britannic“, das in der Lage war, durch den Weltraum zu reisen, hier auf Gondwana

angekommen waren? 1521 Menschen, freie Siedler, um genau zu sein. Gestartet von einem Planeten namens Vestan, winziger Teil einer ewig weit entfernten Galaxis, einem Sternenhaufen, wie ich gelernt hatte, der sich „Vokutai“ nennt. Auf der Suche nach neuem Lebensraum. Fündig geworden im sogenannten Pagodennebel nach 752 Jahren, vier Monaten und siebenundzwanzig Tagen nach dem sogenannten Erdkalender, demzufolge ein Erdenjahr aus exakt dreihundertfünfundsechzig Tagen bestand. Begriffe wie Tag, Monat oder Jahr waren mir nicht fremd. Ein Gondwanajahr besteht aus zehn Monaten. Ein Monat wiederum aus vierzig Tagen. Der Erdkalender hielt sich wie es aussah an komplett andere Gesetzmäßigkeiten. Wie auch immer, ich sah darin nichts überaus Ungewöhnliches, im Gegenteil, gerade Details wie diese halfen dabei, die Glaubwürdigkeit des Gelesenen näher zu bringen. Komplizierter gestaltete sich schon die Tatsache, annehmen zu müssen, ein Fremdkörper auf Gondwana zu sein, ein Eindringling, ja ein Störenfried. Was würde Rob davon halten?

Planlos begann ich zu erzählen. Von der ersten Siedlung namens Willer am Willersee, benannt nach einem ranghohen Offizier der „Britannic“, Philip Willer. Von der Namensgebung in Anlehnung an die Planeten Erde und Vestan, von denen die Menschheit stammte. Viele Bezeichnungen waren von dort übernommen worden. Sämtliche Inseln der Bay of Islands zum Beispiel. Radan, wo wir uns gerade befanden, hieß ursprünglich eine Großstadt auf Vestan. Auckland, die Nachbarinsel, trug den Namen einer Stadt auf der Erde. Die December Bay hatte ihren Namen aufgrund der simplen Tatsache erhalten, dass im Dezember des Jahres 0 die menschliche Zeitrechnung auf Gondwana begonnen hatte. Gondwana selbst, unser Heimatplanet, war nach einem Kontinent jener ominösen Erde benannt. Verwirrend auch eine Sternenkarte, die mich ungleich faszinierte. Sie zeigte unser Sonnensystem mit den mir bekannten sechs Planeten. Doch in der Karte waren sieben eingezeichnet. Ein unbekannter mit dem annähernd unaussprechlichen Namen „Pangäa“ hatte sich dazugesellt.

Rob hörte wortlos zu. Er aß äußerlich unbeeindruckt weiter, doch sah ich ihm die innere Anspannung an. Bei der entbrennenden Diskussion um das Sternenschiff Britannic fiel die Spannung allerdings von ihm.

„So ein Blödsinn“, lachte er kopfschüttelnd und teilte die inzwischen kalt gewordenen Vogeleier brüderlich auf. „752 Jahre! Kein Mensch lebt auch nur einen Bruchteil dieser Zeitspanne. Welch gestörter Geist muss sich diese Verrücktheiten ausgedacht haben? Schiffe, die durch das Weltall fliegen! Ein siebter Planet! Pah! Ich dachte, du würdest jetzt etwas Interessantes erzählen. Aber diesen Quatsch habe ich nicht erwartet.“

Ich musste unwillkürlich grinsen. „Glaubst du, etwa ich? Klingt alles ziemlich unglaubwürdig, nicht wahr?“

„Am besten du schmeißt das ganze Geschmier ins Meer, dann ist es wenigstens noch als Fischfutter zu etwas zu gebrauchen.“ Sein Interesse flammte aber erneut auf, als ich von den Opreju berichtete.

„Die Opreju stammen also gar nichts aus Fennosarmatia?“

„So steht es hier geschrieben.“ Ich hielt ihm ein schmutzig-grünes Buch hin, das ich mir heute am späten Nachmittag vorgenommen hatte. Er ignorierte es.

„Wenn nicht, woher kommen sie dann?“

„Nun, es wird Travorsa erwähnt, als die Insel der Opreju.“

„Travorsa? Die Toteninsel?“ Robs Augen funkelten. Wir waren beide noch nie auf Travorsa gewesen, lag sie doch bereits in der Tabuzone. Aus Erzählungen wussten wir jedoch von ihr. Sie wurde auch die Toteninsel genannt, weil sich auf ihr so gut wie kein Leben befand. Selbst die Vegetation hielt sich in Grenzen. Das Zentrum der Insel formt ein riesiger erloschener Vulkan, der beinahe sechstausend Meter hohe Agra. Schwer vorstellbar, warum sich gerade dort Opreju aufhalten sollten.

„Schon wieder so ein unlogischer Mist. Kein Lebewesen kann auf Travorsa sein Dasein fristen. Die Toteninsel ist unfruchtbar wie die Nullarbor“, hielt mir Rob entgegen.

„Im Übrigen der Name einer Wüste auf der Erde.“

Rob sah mich geringschätzig an. „Ja, genau. Erde.“ Er betonte diesen Namen, als spräche er von einem widerlichen Insekt. „Was für ein merkwürdiger Name! Die Menschen stammen also von dieser Erde. Und dann Vestan! Ich verstehe kein Wort.“

„Willst du im Eiltempo wissen, wie ich mir das ganze zusammenreime?“

Rob zuckte nur mit den Achseln.

„So wie ich es kapiere, haben die Menschen aus welchem Grund auch immer irgendwann jene Erde verlassen. Mit Hilfe dieser Sternenschiffe. Vermutlich um andere Welten zu besiedeln. Vestan scheint nur eine davon zu sein. Gondwana eine weitere.“ Rob zuckte erneut mit den Achseln. Er machte es sich genau so wenig leicht wie ich. „Grob geschätzt sind sie vor eineinhalbtausend Jahren von Vestan aufgebrochen und nach einer 752 Jahre währenden Reise hier auf Gondwana gelandet. Sie schufen neue Siedlungen, gerieten aus irgendwelchen Gründen in Streit und teilten sich. Einige zogen nach Süden, nach Laurussia, und gerieten mit den dort lebenden Opreju in einen Konflikt, der in den Großen Krieg mündete. Klingt einleuchtend, oder?“

„Ja, genau. Viel zu einleuchtend.“

„Das finde ich auch. Aber wie gesagt, so reime ich es im Augenblick zusammen. Lass mir noch etwas Zeit, da sind noch viele Schriften zu sichten. Sieht nach wochenlanger Arbeit aus.“

Rob schnaubte verächtlich. „Morgen hat das erst einmal ein Ende. Das Boot ist fertig. Ich denke, wir können in aller Frühe aufbrechen.“ Damit war das Thema für ihn erledigt.

Bis Sonnenuntergang widmete ich mich einer Art Tagebuch, das ganz zuunterst in dem Stapel lesbarer Schriften lag. Es handelte sich um das einzige Buch seiner Art, das private Aufzeichnungen enthielt. Umso mehr interessierte es mich. Philip J. Patterson aus Kelvin, Laurussia, entführte in eine Welt, die vor Jahrhunderten untergegangen war, von deren Existenz die verbliebene Menschheit Gondwanas nichts wusste oder am Ende vielleicht nichts wissen durfte. Welchen Kenntnisstand hatte ich schon von Laurussia, bevor mir dieses Tagebuch in die Hände gefallen war? Nicht den geringsten. Nach Lektüre desselben sah das Ganze etwas anders aus. Demnach musste Laurussia das zweite große Siedlungsgebiet der Menschen gewesen sein, mit der Hauptstadt Hyperion, der sogenannten Weißen Stadt, im Jahre 278 von den Opreju eingenommen und zerstört. Kelvin, eine weitere Siedlung im Süden Laurussias, war bereits Jahre früher ebenfalls von den Opreju vernichtet worden. Über sie wusste ich rein gar nichts, las ich ihren Namen doch heute zum ersten Mal.



Umso mehr glaubte ich, in diesem Tagebuch kostbare Einblicke in eine unbekannte Welt zu finden, eine Welt, die es eigentlich gar nicht geben durfte. Anfangs blätterte ich ziellos darin, einige der in vielen Teilen bereits nicht mehr entzifferbaren Passagen lesend, andere überfliegend. Der älteste Eintrag ging zurück auf den 1. Januar des Jahres 231, der letzte endete im April 233. Und gerade die letzten Passagen waren es, die mich ganz in ihren Bann zogen.

### **31.04.233**

*Heute Mobilmachung. Der Kampf beginnt. Zusammen mit einer ganzen Schar kriegsbegeisterter Kameraden und Hunderter Skiavos marschieren wir los, um Kelvin zu verteidigen. Es ist so aufregend. Wir beziehen im Westen und Norden Stellungen, die die Stadt (----- nicht mehr lesbar -----) unseren Aufgaben zählt vor allem, Gräben auszuheben und Fangzäune zu errichten, um eine feindliche Offensive so lange wie möglich aufzuhalten, damit (----- nicht mehr lesbar -----) eliminiert werden können. Es ist berauschend, endlich etwas Sinnvolles zu tun. Mache mir Sorgen um Mutter. Der herannahende Krieg verschlechtert ihren Zustand dramatisch.*

### **32.04.233**

*Ganze Einheiten Skiavos führen die härtesten Jobs unter unserer Regie aus. Habe das Gefühl, sie gehorchen unseren Befehlen nur widerwillig. Jay vertraut mir an, dass er eine Meuterei befürchtet, aber ich glaube nicht recht daran. Es gibt jetzt nur einen Feind, und das schweißt uns mit den Skiavos zusammen.*

### **37.04.233**

*Gestern Nacht ist sie gestorben. Bin nach Hause zurückgekehrt. Auf Betreiben (----- nicht mehr lesbar -----) dienstuntauglich gestellt. Wehre mich nicht sonderlich dagegen. Die Beerdigung erlebe ich wie in Trance.*

*Kann nicht weinen, kann nicht trauern. Fühle mich gelähmt und leer. Alles macht noch weniger (----- nicht mehr lesbar -----)*

#### **40.04.233**

*Bin heute an die Front zurück. Innerhalb der wenigen Tage meiner Abwesenheit sind die Arbeiten weit vorangeschritten. Komme in meine alte Einheit. Noch mehr Skiavos sind nun hier, bilden Rotten, mischen sich nicht mehr unter uns. Frage mich, wo die alle herkommen! Man erwartet in Bälde einen Angriff. Egal, Hauptsache, es passiert etwas. Mutter, kannst du mich hören? Kannst du mich sehen? Wo bist du jetzt? Ich denke Tag und Nacht an dich. Werden wir (----- nicht mehr lesbar -----)*

#### **02.05.233**

*Heute Nacht erste Feindberührung. Jay meint, es sei wohl nur ein Spähtrupp gewesen. Aufgrund der schlechten Wetterverhältnisse kamen drei (----- nicht mehr lesbar -----) im schwer zu überwachenden Abschnitt B4 direkt an den Zaun heran, machten aber keine Anstalten (--- --- nicht mehr lesbar -----) Alarmposten von ihnen attackiert, drei leicht Verletzte auf unserer Seite. Es gehen Gerüchte, dass keine Unterstützung aus Hyperion zu erwarten ist. Fluggerät ist rar geworden. Bin sicher, der Norden befindet sich bereits im Krieg, nur sagt man uns nichts davon. Mir ist alles egal. Wenn das Ende kommt, dann bitte schnell. Bald sind wir wieder vereint, du und ich.*

#### **03.05.233**

*Der Zaun in unserem Abschnitt steht. Habe Bekanntschaft mit Frank Wills gemacht, einem ziemlich durchgeknallten Holzfäller aus Kellswater. Er spricht nur noch von Krieg. In ruhigeren Momenten bricht aus ihm die Verzweiflung über die aussichtslose Lage heraus. Ohne Hilfe aus dem Norden hätten wir keine Chance, so sagt er. Es werde auch keine kommen. Was schert es die Bastarde in Hyperion, wenn Angmassab zum Teufel geht? Die haben (----- nicht mehr lesbar -----) nie um uns*

*geschert. Ich glaube ihm. Jay meidet Frank, er hält ihn für (----- nicht mehr lesbar -----)*

Die Sonne ging unter. Ich überblätterte zwei Seiten und widmete meine ganze Aufmerksamkeit dem letzten, an vielen Stellen unleserlichen Eintrag, dem keine Datumsangabe voranging.

*Jay ist (----- nicht mehr lesbar -----) gestikulierend stürmte er herein (---- -- nicht mehr lesbar -----) zu Boden, sein Gesicht ist rot wie eine überreife Tichina, als hätte ihn jemand mit Lackfarbe beschmiert. Er schreit herum, alle seien tot. Ich habe uns in der Baracke verbarrikadiert und (----- nicht mehr lesbar -----) wieder Schreie draußen... manchmal auch Schüsse... es sind wohl doch nicht alle tot. Weiß nicht, was ich tun soll. Habe Jay aufs Bett gelegt, sein Gesicht ist immer noch feuerrot, als wäre seine Haut verbrannt, aber sie ist kühl und eigenartig feucht. Fühle mich so hilflos. Er ist nicht ansprechbar, starrt nur wild vor (----- nicht mehr lesbar -----) wirres, unverständliches Zeug von sich, auf das ich mir keinen Reim machen kann. Ich werde wahnsinnig, weil ich nicht weiß, was draußen vorgeht. Habe Jay Wasser gegeben. Er schaut mich aus (----- nicht mehr lesbar -----) Angst vor der Art, wie er mich ansieht. Jay hat mich angeschrien, ich solle abhauen, solange „sie“ mich noch nicht „erwischt“ hätten... auf meine Frage, wer „sie“ seien, antwortet er nicht, starrt mich aber weiterhin mit (----- nicht lesbar -----) ihn nicht mehr lange um mich haben. Spähe zwischen den Läden hindurch hinaus, es ist trügerisch ruhig. Niemand zu sehen (----- nicht mehr lesbar -----) viele Stunden vergangen sind, kann nur ahnen, was draußen (----- nicht mehr lesbar -----) fest eingeschlafen. Würde am liebsten die Baracke verlassen, einfach abhauen, aber ich wage es nicht, erst recht nicht jetzt, wo es dunkel ist. Jay macht mir immer noch Angst, obwohl es so aussieht (----- nicht mehr lesbar -----) will keine Sekunde länger mit ihm hier drin verbringen. (----- nicht mehr lesbar -----) geschehen, spüre es ganz deutlich. Habe mich nach draußen gewagt und etwas Unglaubliches gesehen. Im tiefen Schatten der Nachbarbaracke kauerte ein merkwürdiges Wesen. Nicht groß, etwa so wie ein halbwüchsiges (-----*

nicht mehr lesbar -----) *Gefühl, dass es mich fixierte. Dann war es von einer Sekunde auf die andere verschwunden. Keine Ahnung, was das war. Jay ist aufgewacht, er starrt mich unentwegt stumm an, sagt aber keinen Ton mehr. Manchmal grinst (----- nicht mehr lesbar -----) ertrage das alles nicht mehr lange. Habe einen Plan gefasst. Will im Schutz der Dunkelheit ausbrechen und mich nach Kelvin (----- nicht mehr lesbar -----) halten mich hier noch länger, es ist sowieso alles verloren. Gott stehe mir bei.*

Ich ließ das Journal sinken und das eben Gelesene wirken. Was war mit ihm geschehen? War ihm die Flucht nach Kelvin gelungen? Wer zum Teufel waren diese Skiavos, die Seite an Seite mit den Menschen kämpften? Von ihnen hatte ich noch nie gehört. Auch tauchte der Name „Kellswater“ zum ersten Mal auf. Allem Anschein nach existierten doch einst mehrere Siedlungen im Süden Laurussias, in Angmassab.

Ich hatte erwartet, Antworten auf Ungewissheiten zu finden, doch das Gegenteil trat ein. Neue Rätsel türmten sich auf. Ich musste die wahre Geschichte der Menschen Gondwanas neu begreifen lernen, als ein Mosaik, dessen Gesamtbild sich aus Tausenden kleiner Steinchen zusammensetzte. Viele dieser Steinchen hatte ich im Laufe meines noch jungen Lebens angehäuft und zu einem Bild geformt, das so nicht zu stimmen schien. Ich weigerte mich, alles Alte in Frage zu stellen und zimmerte mir stattdessen ein separates zweites Bild zusammen. Es galt, falsch platzierte Teile des alten Mosaiks in ein neues zu übertragen, das auf den Erkenntnissen der von uns entdeckten Schriften basierte.

Den Stapel Schriften zur Seite schiebend, kauerte ich mich wie ein Gestrandeter (der ich genau genommen ja nun war) vor die angeschwemmten Trümmer meines untergegangenen Schiffes, das mich einst sicher über die Meere getragen hatte. Altes löste sich auf, Neues wollte entstehen. Und tief in mir meldete sich erneut die Ahnung, auf etwas gestoßen zu sein, dessen Tragweite sich noch gar nicht erfassen ließ.

In jener Nacht stellten sich die ersten Träume ein, die ich später Visionen nennen und die mich für lange Zeit plagen sollten. Ich wanderte durch einen dunklen Wald, dessen dichtes Blätterdach das Sonnenlicht filterte. Graue Nebel folgten mir. Lief ich zu langsam, hüllten sie mich ein, beschleunigte ich meine

Schritte, fielen sie zurück. Ich erkannte, dass die grauen Schatten von mir ließen, hatte ich den richtigen Pfad eingeschlagen. Sie bildeten jedoch eine undurchdringliche Wand, kam ich vom Wege ab.

Nachdem ich das zweite Buch von einem mit totem Laub bedeckten Waldboden aufgelesen hatte, wurde mir allmählich klar, was die Nebel wollten. Mehr und mehr Licht drang durch die Kronen der riesigen Bäume. Laub fiel herab, junges, frisches Grün, und gesellte sich zu den welkenden Blättern. Je mehr Bücher ich fand, desto mehr lichteten sich die Baumkronen, füllte sich der Weg mit Licht. Ich trug bereits einen schweren Stapel vor mir her. Die Nebel zogen sich zurück.

Dann erstarb die Natur um mich herum zusehends. Die Bäume trugen nur noch wenig Laub, wirkten krank und vergänglich. Aber nicht alle starben. Einige wenige schienen zu erstarken, neuen Atem zu schöpfen. Sie bildeten Knospen aus, erblühten in strahlend weißen Farben, überwucherten ihre abgestorbenen Genossen, deren tote, blattlose Äste anklagend in den Himmel ragten.

Ich hielt inne, um dieses Phänomen zu erkunden. In der Tat waren es die filigraneren Arten, die vom Tod ihrer einst stärkeren Artgenossen profitierten. Ein Raunen und Seufzen ging durch ihre vibrierenden Äste, als hätten sie diesen Moment seit Ewigkeiten herbeigesehnt. Fasziniert stand ich da, sah die mir bekannten Baumarten im Zeitraffer sterben. Aus ihrer geborstenen Borke drangen dafür neue, fremdartig anmutende Gewächse.

Ein junger und starker Trieb, dick wie mein Unterarm, raschelte durch totes Laub auf mich zu. Flink wie eine Schlange wand er sich um mein rechtes Bein und kletterte an mir empor. Vor Schreck erstarrt beobachtete ich, wie sich die giftig grüne Liane um meinen Oberkörper wickelte, dann um meinen Arm, schließlich um die Hand. Am Ende berührte die Spitze des Triebes die Bücher, welche ich noch immer hielt. Sie zerfielen augenblicklich zu Staub, der durch meine klammen Finger rieselte. Der Trieb starb in Sekundenschnelle ab, schneller als die Bücher zerfallen konnten, verfärbte sich bräunlich, trocknete ein und bröckelte von mir herunter.

Stumm und starr stand ich da, als die Nebel, die bedrohlichen Schatten, wieder auftauchten und mich einhüllten. Ich sah nichts mehr, hörte nichts mehr, fing an zu röcheln, als mir die Atemluft wegblieb. Spätestens an dieser Stelle erwachte ich stets. In leicht abgewandelter Form sollte dieser Traum in den kommenden Nächten mein treuer Begleiter werden. Einzelheiten änderten sich. Manchmal sah ich zwischen den sterbenden Bäumen die Körper toter

Menschen, deren weit aufgerissene Augen mich bezichtigend anstarrten. Zuweilen erstarb der geheimnisvolle grüne Trieb noch bevor er an mir hochkletterte, und die Bücher in meinen Händen verwandelten sich in dunkelhäutige, echsenartige Kreaturen, die ich nach dem Erwachen nicht mehr zu beschreiben in der Lage war. Ein Ereignis aber blieb unverändert. Am Ende holten sie mich immer wieder ein, die Schatten, nahmen mich in sich auf und löschten die Welt aus. Gelegentlich setzte sich der Traum fort, dann lief ich, rannte ich los, um aus dem Nebel herauszufinden. Allein, ich rannte vergeblich.

Mein Leben war im Begriff sich zu verändern. Mit den Nächten begann es. In absehbarer Zeit würde nichts mehr so sein, wie es einmal war. Und das war erst der Auftakt. Bald, sehr bald, sollte sie beginnen, die große Reise, an dessen Ende nicht einmal mehr das Bestand haben würde, was mich im Innersten ausmachte.

Mitten in der Nacht fuhr ich hoch. Rob schlief tief und fest, ein beruhigendes Zeichen, doch nur in meinem wüsten Traum laut geschrien zu haben. An Schlaf war nicht mehr zu denken, so sehr ich es auch versuchte. Letztlich lockte mich das silberne Licht des Mondes den Strand hinunter, wo das wiederhergestellte Boot im Sand lag. Die rechte Hand auf das Ruder legend, ließ ich mich von der Erhabenheit der Natur beruhigen. Immerhin fühlte ich mich nicht mehr körperlich bedroht, die Nachwirkungen des düsteren Alptraums nahmen ab. Schon wusste ich nicht mehr, wovon ich eigentlich geträumt hatte. Die schimmernde, mondbeschienene See präsentierte sich ausnehmend ruhig und still, kein Lüftchen ging. In meinem Kopf herrschte dafür das komplette Gegenteil, ein gnadenloses Durcheinander.

Wieso wühlte mich der Fund dieser alten Schriften so sehr auf? Tagsüber betrachtete ich all diese Neuigkeiten, die mir begegneten, aus einer gewissen Distanz, wie ein Außenstehender, ein neutraler Betrachter, nach dessen Meinung niemand fragte. Doch nachts, im Schlaf, fand ich mich im Mittelpunkt der Ereignisse wieder und spielte eine ganz andere, eine überraschend aktive Rolle. Und immer wieder diese Bücher, die letzten Endes zu Staub zerfielen, ganz gleich was passierte.

Meine Abneigung gegen die Schriften wuchs. Noch gestern hatte ich mich gefragt, wie ich es bewerkstelligen wollte, alle ohne Ausnahme nach Stoney Creek zu bringen, wo ich sie auszuwerten gedachte. Im Licht des Mondes war

ich nicht mehr sicher, ob es sich um eine gute Idee handelte. Überzeugt, niemandem davon erzählen zu dürfen und den Kreis der Wissenden auf Rob und mich beschränkt zu halten, bis ich mir im Klaren war, wie damit umzugehen war, spürte ich jedoch auch, es nicht geheim halten zu dürfen.

Lange saß ich grübelnd da, von einem Extrem ins andere fallend. Erst schien ich davon überzeugt, nur die Aufzeichnungen zurückzulassen, die ich nicht lesen konnte. Wenig später erachtete ich es als das beste, alle ausnahmslos mitzunehmen. Doch je länger ich die eine oder andere Möglichkeit erwog, je tiefer ich in mich hineinhörte, desto stärker spürte ich die Abneigung gegenüber unserem Fund, gegenüber Radan, gegenüber der Entscheidung, vor wenigen Tagen zum Fischen an die Tiefe Rinne gesegelt zu sein. Der bloße Gedanke, eine weitere Nacht in der Nähe der Höhle verbringen zu müssen, erfüllte mich mit unergründlicher Furcht. An Intensität gewann dafür die Gewissheit, etwas ans Tageslicht gezerrt zu haben was besser unentdeckt geblieben wäre.

In diesen Minuten entschied ich, nicht ein einziges Buch mitnehmen zu wollen, sie alle aufzugeben. Kurzfristig spielte ich sogar mit dem Gedanken, sie, wie Rob es vorgeschlagen hatte, ins Meer zu werfen. Allerdings wusste ich genau, es nicht übers Herz zu bringen. Nein, dazu hatte ich kein Recht.

Bei Sonnenaufgang sammelte ich alle Aufzeichnungen zusammen und brachte sie zurück in die Höhle, dorthin, wo sie so lange Zeit unentdeckt vor sich hin geschlummert hatten. Allein die Mauer, die sie so lange bewahrt hatte, existierte nicht mehr, konnte sie nicht mehr vor dem Verfall schützen. Ich kam zu dem Entschluss, dies zu begrüßen. Mochten sie ein Raub der Feuchtigkeit werden, sollte die Natur selbst den Zerfallsprozess zu Ende bringen.

Als Rob erwachte, befand sich jedes Buch, jede Schriftsammlung, jedes lose Blatt wieder im Innern der Höhle. Mein Bruder äußerte sich mit keinem Wort dazu. Es sah beinahe so aus, als fiel es ihm nicht einmal auf, nicht ein Stück vergammeltes Pergament an Bord vorzufinden.

In aller Frühe verließen wir Radan. Dank eines frischen Nordwindes nahmen wir rasch Fahrt auf und schipperten ohne zeitraubende Manöver in Richtung Heimat. Mit jedem Meter, den wir uns von der Insel fortbewegten, wurde ich ruhiger, legte sich die innere Anspannung, die mich in den letzten Tagen so aufgewühlt hatte. Der bezogene, milchig-trübe Himmel, der Wetteränderung ankündigte, stand stellvertretend für die Stimmung an Bord. Rob saß wortlos

am Ruder und starrte vor sich hin. Zunächst beließ ich es dabei, den eigenen Hirngespinnsten nachsinnierend, froh, mich nicht äußern zu müssen. Irgendwann jedoch beunruhigte mich die Tatsache, seit langem kein einziges Wort mit meinem Bruder gewechselt zu haben. Ich wandte mich um. Er hockte unverändert an dem Platz, den er seit unserem Aufbruch eingenommen hatte, schien nicht einmal die Position eines Fußes verändert zu haben.

„Rob?“ Auch wenn der Wind munter pfiff, so musste mein Bruder mich dennoch gehört haben. Er schien von ewig weit zurückzukehren, als er blinzelte und mit überraschten Augen meinen Blick fand.

„Jack? Hast du etwas gesagt?“

„Du bist so schweigsam.“

Er blinzelte erneut und bewegte den Kopf hin und her, als wollte er die hartnäckigen Schleier eines Tagtraumes abschütteln. „Mein Kopf schmerzt“, meinte er schließlich. „Ich kann es kaum erwarten, endlich anzukommen. Vater muss vor Sorge fast tot sein.“ Wieder zwinkerte er unkontrolliert mit den Augen, als befände sich ein Fremdkörper darin. Was dann geschah, sollte ich erst sehr viel später ganz und gar verstehen lernen.

Eine Träne löste sich aus Robs linkem Auge. Eine pechschwarze Spur hinterlassend wanderte sie langsam, Millimeter für Millimeter, seine Wange hinunter. Ich stutzte. Aus der Entfernung sah es nicht einmal außergewöhnlich aus, doch als ich mich meinem Bruder näherte, stutzte ich. Sein linker Augapfel hatte sich dunkel verfärbt.

„Was ist mit deinem Auge?“ fragte ich ihn bestürzt.

„Warum? Was ist damit?“

„Es ist... schwarz...“, stammelte ich.

Rob rieb ungläubig das betroffene Auge, was den Tränenfluss weiter anregte. Pechschwarze Flüssigkeit, dick wie Tinte, klebte an seinem Handrücken.

„Spürst du etwas?“ fragte ich. „Hast du Schmerzen?“

„Nur Kopfschmerzen, aber das sagte ich bereits. Ist mein Auge wirklich schwarz?“ Er rieb noch einmal intensiv.

Prüfend warf ich einen weiteren Blick hinein. Es schien wieder eine Idee klarer geworden zu sein, dafür verfinsterte sich nun das andere Auge. Rob bemerkte meinen erschreckten Blick.

„Das andere auch?“ fragte er seltsam tonlos. „Ich spüre nichts.“

„Dreh dich mal ins Licht. Lass sehen!“ Rob wandte das Gesicht der Sonne zu. Ein weiterer Schwall Tinte floss pulsierend hervor. Der Augapfel, wie schwarzes



Glas schimmernd, änderte die Farbe wie eine Stamarina, erschien im nächsten Moment olivgrün und klarte dann wieder auf. Ich beobachtete fasziniert, sagte kein Wort.

„Es ist vorbei“, stellte ich endlich fest. Akribisch begutachtete ich nochmals beide Augen. Ja, sie waren wieder normal. Möglicherweise nicht rein weiß, wie sie vielleicht hätten sein sollen, sie wirkten dennoch keinesfalls mehr furchterregend. Erneut wischte sich Rob mit den Händen über beide Augen. Keine Spur mehr von schwarzer Flüssigkeit. Doch ihre eingetrockneten Spuren verblieben als dunkle Flecken auf dem Handrücken.

„Was war das nur?“ fragte er mit Verwunderung in der Stimme.

„Ich wollte, ich wüsste es. Tut dir außer deinem Kopf noch etwas weh?“

„Nein, nichts. Tatsächlich sind auch die Kopfschmerzen verflogen. Merkwürdig.“ Rob betrachtete noch einen Augenblick kopfschüttelnd die verlassene Tränenspur auf seinem Handrücken, bevor er sie im Meer wusch. Ohne ein weiteres Wort ergriff er das Ruder und brachte das Boot wieder auf Kurs. Von Zeit und Zeit blickte ich ihm verstohlen in die Augen, doch gab es nichts mehr zu sehen.

Auf halber Strecke stießen wir auf ein wohlbekanntes Fischerboot, das offensichtlich von einem nächtlichen Fangzug zurückkehrte. In ihm befanden sich Krister Bergmark, einer unserer besten Freunde seit ich denken konnte und dessen bevorzugter Jagdkumpan, Scott Adair, beide hocherfreut, uns zu sehen. Wir näherten uns längsseits und begrüßten einander schon aus weiter Distanz.

„Boot ahoi“, brüllte ich hinüber.

Krister erhob sich und winkte. „Hey, ihr Süßwassermatrosen, wo wart ihr?“ Der angenehm tiefe Bass in seiner Stimme vermittelte das warme Gefühl, wieder nach Hause zu kommen. Ich war im Begriff zu antworten, als sich Robs Hand auf meine Schulter legte.

„Ich halte es für besser, die Existenz dieser dämlichen Schriften für uns zu behalten.“ In seinem Blick lag feste Entschlossenheit, ein Verbot, das ich zu befolgen hatte. Nur kurz zögerte ich und bestätigte die Aufforderung mit einem Nicken. Im Grunde war ich dankbar, mir die Entscheidung abgenommen zu sehen. Nach wie vor befand ich mich in argem Zweifel darüber, wie mit den neuen Informationen umzugehen war. Dennoch widersetzte sich etwas in mir, Robs einsame Entscheidung widerstandslos zu akzeptieren. Es durfte wohl an der Tatsache liegen, nicht in seine Überlegungen einbezogen worden zu sein.

Rob quittierte mein Kopfnicken in gleicher Manier und bedeutete mir, das Ruder zu übernehmen.

„Krister, du stinkende Landratte!“ rief er dann zu dem Boot hinüber, gefolgt von tosendem Lachen. Ich stand grinsend am Ruder. Die wüsten Beschimpfungen, mochten sie noch so befremdlich klingen, waren in Wahrheit ein Ausdruck tief empfundener Freundschaft und belustigten mich stets.

„Rob, alter Sack, du siehst schauerlich aus“, brüllte Krister Bergmark zurück. „So gänzlich unbefriedigt. Hat wieder keine Mamora stillgehalten, was?“

„Bei mir halten sie wenigstens aus eigenem Antrieb still, du abartiger Herumtreiber. Bei deinem Gesicht aber kannst du von Glück sagen, wenn sie nicht sofort in Leichenstarre verfallen!“

Gelächter von drüben.

„Und wo kommt ihr her? Für die Mamorabänke ist es noch ein wenig früh im Jahr. Die Hoffnung versetzt ja Berge, sagt man. Aber hey, manchmal treibt es im Frühjahr ja ein paar Kadaver an, die können zumindest nicht flüchten.“

Jetzt war es an uns, dreckig zu lachen. Die Unterstellung der Sodomie mit einer verwesenden Mamora bedeutete nur das Vorspiel im Austausch weiterer Nettigkeiten. Es folgten ausführlichere Anspielungen, die tief unter die Gürtellinie abzielten, bis wir das Boot schlussendlich erreichten und uns gegenseitig schulterklopfend in die Arme fielen. Krister bemerkte natürlich sofort meinen blutverkrusteten Kopfverband und bedachte mich mit besorgtem Blick. „Was ist dir denn zugestoßen, Jack?“

„Bübchen hat sich den Schädel am Bootsrand aufgeschlagen.“ Ich hasste meinen Bruder. „Bääh, wie das hier stinkt.“ Er rümpfte verächtlich die Nase und zeigte angewidert auf den beträchtlichen Fang, der sich im gesamten Boot verteilt befand. „Ich wusste es, bei deinem Anblick fangen sogar die Fische zu faulen an.“

„Nur kein Neid“, entgegnete Krister mit bärigem Grinsen. Ein Blick in unser Boot genügte und er zog die Mundwinkel nach unten. „War wohl nicht so erfolgreich, dein Fischzug, hä? Mann, drei Tage und kein Fisch. Waren die Mamoras so willig, dass du alles um dich herum vergessen hast? Jack, du enttäuschst mich! Von deinem perversen Bruder hab ich nichts anderes erwartet. Aber du auch?“

„Tja, liegt wohl in der Familie“, gab ich augenzwinkernd zu.

Krister Bergmark stand vor mir, wie ich ihn seit Jahr und Tag kannte. Ein breites, kantiges Gesicht, auf dem stets ein spöttisches Lächeln lag. Blitzende

eisblaue Augen, die jetzt schelmisch zwinkerten. Tief gebräunte Haut. Ein ungezähmter, von der Sonne gebleichter Blondschoopf. Wie immer trug er ein ziemlich ramponiert aussehendes kupferfarbenes Leinenhemd, das den Blick auf muskulöse Oberarme freigab. Die Arme eines Mannes, der harte Arbeit gewohnt war. Obwohl nur ein Jahr älter als Rob, wirkte mein Bruder neben Krister wie ein Jungspund. Womöglich waren es die markanten Gesichtszüge, die Krister älter wirken ließen, als er tatsächlich Jahre zählte.

Ich begrüßte Scott Adair mit Handschlag. „Nicht schlecht, euer Fang“, sagte ich anerkennend.

Scott nickte heftig. Seine hellen Augen strahlten. Er war ein paar Jahre jünger als ich, einen Kopf kleiner, semmelblond, mager aber nicht dürr und ungeheuer drahtig. Ein unverständliches Grunzen entrann seiner Kehle, und sein Adamsapfel hüpfte auf und ab. Scott war von Geburt an so stumm wie die Fische, die er fing. Und Kristers bevorzugter Partner beim Fangzug. Auf die Frage, wie er es manchmal tagelang auf See aushielte mit einem Begleiter, der nur heiser krächzen konnte, antwortete Krister einmal treffend: „Er spricht kein Wort. Ich liebe ihn.“

„Darf ich noch einmal fragen, wo ihr gewesen seid? Nicht, dass es mich sonderlich interessiert, aber es bedeutet schon was, Besuch von eurem alten Herrn zu bekommen. Ich hatte ja schon immer eine Schwäche für diesen bärbeißigen Ausbund an Freundlichkeit.“ Krister tat, als müsste er sich übergeben, bevor er fortfuhr. „Leider konnte ich ihm keine befriedigende Antwort geben. Ihr habt euch ja ohne abzumelden verzogen. Macht man das?“

Rob und ich wechselten kurze Blicke, bevor mein Bruder eine Erklärung abgab, deren eingewebte Lüge so flüssig über seine Lippen kam, dass ich ihn restlos bewunderte – und gleichzeitig abgrundtief verachtete.

„Wir waren draußen an der Tiefen Rinne. Ein Sturm zwang uns rüber nach Auckland. Wir können uns glücklich schätzen, das Boot nicht verloren zu haben, von unserem Leben gar nicht zu sprechen. Solche Wellenberge habe ich noch nie erlebt. Ist hier alles glatt gegangen?“

Krister sah ihn verständnislos an. „Was sagst du da? Ein Sturm? Komm, Junge, hast du dir das Hirn angeschlagen oder Jack? Mir musst du keine Märchen erzählen, spar dir das für deinen alten Herrn auf. Aber denk dir was Besseres aus.“

Nun war es an Rob und mir, ihn verständnislos anzublicken.

„Was meinst du damit, ich soll mir was Besseres ausdenken?“

Der Spott in Kristers Lächeln war nie ausgeprägter. „Von welchem Sturm sprichst du? Wir haben seit neun Tagen bestes Wetter.“

„Du sagst also, hier gab es keinen Sturm?“

„Nicht einmal eine Brise, stimmt's, Scott?“

Scott nickte zustimmend.

„Erzähl keinen Blödsinn, Krister! Keine zwanzig Meilen nördlich von hier geht die Hölle eines Unwetters runter und hier kriegt man nichts davon mit? Das kannst du deiner Großmutter weismachen, wenn du willst, aber nicht mir. Das war ein ausgewachsener Orkan von einer Intensität, wie ich sie noch nicht erlebt habe, und wir wären beinahe draufgegangen. Also komm mir nicht mit so einem Scheiß!“ Rob war unversehens laut geworden. Und zu keinerlei Späßen mehr aufgelegt, wie es unzweifelhaft schien.

„Okay, Junge, beruhig dich. Ist alles gut. Aber du kannst dich auf den Kopf stellen und in die Hände klatschen und doch gab es hier keinen Sturm.“

„Das ist völlig unmöglich“, schaltete ich mich nun ein. „Denkst du, ich schlage mir den Schädel ohne Not zu Bruch? Es war gegen Mittag vor drei Tagen. Aus dem Nichts erschien diese pechschwarze Wolkenwand, es wurde finsterste Nacht um uns herum. Und wenn wir nicht dieses verdammte Riesenglück gehabt hätten und auf Radan...“ Robs Ellenbogen traf mich zu spät in die Rippen. Und natürlich nicht unbemerkt.

„Na, da haben wir uns wohl nicht genügend abgesprochen?“ grinste Krister, als hätte er zwei kleine Jungs beim Lügen ertappt. „Alles in Ordnung, Rob, kein Grund zum Heulen. Ich werde niemandem etwas verraten.“

Rob sah mich fragend an. Mit einem unmerklichen Nicken bestätigte ich seinen Verdacht. Eine schwarze Träne bahnte sich ihren Weg aus dem linken Auge. Wortlos wandte er sich ab und kehrte auf unser Boot zurück. Krister und Scott sahen ihm erstaunt nach.

„Und hier gab es in der Tat kein Unwetter?“ fragte ich noch einmal und stiftete damit noch mehr Verwirrung.

Krister und Scott schüttelten synchron den Kopf.

„Danke.“ Damit hangelte ich mich ebenfalls auf unser Boot zurück. Rob saß steif am Ruder, während ich das Segel setzte.

„Euer Boot sieht jedenfalls so aus, als hättet ihr einen mächtigen Sturm hinter euch“, hörte ich Krister rufen. „Ein lokales Unwetter vielleicht? So etwas gibt es.“

Robs Kopf ruckte in seine Richtung wie der einer Mantis, die Beute erspäht hatte. „Niemand. Ein Tiefdruckgebiet von diesem Ausmaß, mit einem Wellengang, den ich meinen Lebtag noch nicht gesehen habe – und hier merkt keiner etwas? Das ist unmöglich.“

### 3 Dunkle Tränen

In Stoney Creek leben mehr oder weniger fünfhundert Seelen. Im Vergleich mit den zwei weiteren Siedlungen Avenors ist mein Heimatdorf das mit Abstand kleinste.

Cape Travis, die nächstgelegene Stadt, gute drei Tage Fußmarsch östlich gelegen, verfügt bereits über die zehnfache Anzahl an Bevölkerung.

Die Hauptstadt Van Dien, an der azurblauen Moabucht gelegen, kann noch mit zweitausend zusätzlichen Einwohnern aufwarten und stellt damit die größte Stadt Avenors und zugleich Aotearoas dar. Avenor ist somit das am dichtesten besiedelte Gebiet Aotearoas.

Gemessen an der Größe des Landes verliert sich allerdings die Gesamtpopulation von rund fünfzehntausend Menschen. Die Entfernungen zwischen den Siedlungen tragen das ihrige bei. Zwischen Cape Travis, dem westlichen, und Van Dien, dem östlichen Ende Avenors, liegen zweihundertfünfzig Meilen. Die zweihundert Meilen von Van Dien nach Stoney Creek noch hinzugerechnet, ergibt sich die ungefähre Breite Avenors.

Im Süden grenzt mein Heimatland an das alte Kernland Aotearoas, an Otago. Dort, am südlichsten Zipfel, am Willerseesee, gute tausend Meilen von Stoney Creek entfernt, liegt die Stadt Willer, die älteste Siedlung Aotearoas. Über dreihundert Jahre nach ihrer Zerstörung durch die Opreju leben dort wieder geschätzte anderthalbtausend Menschen.

Noch vor hundert Jahren hatte das anders ausgesehen.

Nur sehr langsam war der Neuaufbau wieder in Gang gekommen. Lange Zeit wagte sich niemand in die Tiefen Otagos oder auch Ergelads, aus Angst vor dort immer noch marodierenden Opreju. Befürchtungen wie diese erwiesen sich letztlich als haltlos, und die Wiederinbesitznahme des Willersees, des einzigen nennenswerten Binnengewässers Aotearoas, konnte erfolgreich angegangen werden. Die Zahl der Siedler wuchs stetig an, und heute wohnen in Willer sogar

wieder mehr Menschen als in Lake Sawyer, der fünften und zweitkleinsten Siedlung Aotearoas.

All diesen fünf Städten und Städtchen hatte ich bereits zumindest einmal einen Besuch abgestattet, mit dem Ergebnis, mich in Stoney Creek noch wohler zu fühlen als ohnehin schon. Die Größe und der Lärm Van Diens übertreffen sogar noch die Unruhe, die Cape Travis ausstrahlt. Einzig und allein Willer, mit den imposanten schneebedeckten Gipfeln des Zentralmassivs im Rücken, ist es gelungen, einen Platz in meinem Herzen zu finden. Vielleicht lag es auch an den stillen Wassern des Willersees und an dessen mit düsteren Bäumen gesäumten und Wasserrosen bewachsenen Ufern. Ein See gefüllt mit Trinkwasser stellt für jemanden wie mich, der am Meer aufgewachsen ist, eine Kostbarkeit dar. Dennoch würde ich es nicht einen Augenblick in Erwägung ziehen, dort leben zu wollen. Nein, ich gehöre nach Stoney Creek und Stoney Creek gehört zu mir. Nirgendwo anders spüre ich deutlicher, was Heimat bedeutet, auch wenn mir die Verschlafenheit meines Dorfes mitunter gegen den Strich geht.

Im Vergleich mit den anderen Siedlungen wirkt Stoney Creek ärmlich, zurückgeblieben, ja heruntergekommen. Es gibt nur wenige Gebäude aus Stein, die weit überwiegende Mehrzahl ist aus dem Material gebaut, das es in Hülle und Fülle gibt: Holz. So auch mein Elternhaus, in dem ich lebe, seit ich denken kann. Von dort aus begann ich bereits im zarten Knabenalter die Welt zu erforschen. Zunächst zusammen mit Rob, meinem wenige Jahre älteren Bruder und Beschützer, später auch mit der Handvoll Freunde, denen ich diesen edlen Status verleihen durfte. Viele waren es beileibe nicht. Womöglich lag es an der schon früh tief in mir verwurzelten Sehnsucht nach Zurückgezogenheit. Ich muss für all die anderen ein seltsamer Junge gewesen sein. Schon von klein an strich ich am liebsten allein durch den Wald, wenn möglich den ganzen Tag lang, an den entlegensten Plätzen, wo mir mit Sicherheit niemand begegnete. Dort nahm mich meine Einbildungskraft gefangen und ich versank in meiner eigenen Welt aus seliger Zufriedenheit. Stundenlang konnte ich auf dem Bauch liegend am Eisbach verbringen und den Fischchen zusehen, die sich im kühlen Nass tummelten, einander spielerisch jagten und bei der geringsten Störung pfeilschnell in den Schutz spendenden Schatten der Weidenruten verschwanden.

Später, als ich als Halbwüchsiger gelernt hatte, mit einem Boot umzugehen, eroberte ich das Meer und wagte mich entgegen aller Verbote schon früh hinaus in die Inselwelt der Bay of Islands, wo es so unendlich viel zu entdecken gab. Nicht immer war Rob zugegen, und ich genoss es noch ein Stück weit mehr, die eine oder andere geheime Bucht ganz allein und ohne seine Hilfe oder Aufsicht in Besitz zu nehmen. Die Natur und ich, wir waren eins, wir gehörten zusammen, sie war die Liebe meines Lebens. Nach den Pflichten des Tages, die mit zunehmendem Alter anstiegen, gab es nur eines: bei welchem Wetter auch immer hinaus nach draußen, in den Wald, an den Bach oder auf die See. Dort – und nur dort – lernte ich, was Freiheit und Erfüllung bedeuteten.

Nur wenige Gleichaltrige fanden sich, die meine Leidenschaft mit ähnlicher Inbrunst teilten. Und nur diesen wenigen gewährte ich Zugang zu meiner Welt. Rob als mein Bruder empfand auf vergleichbare Weise, wobei er anders als ich immer einen gewissen Nutzen anstrebte. Ihm genügte es nicht, an einem schönen Ort zu verweilen, umherflatternden Schmetterlingen zuzusehen oder schillernde Vögel zu beobachten. Ihm verlangte es nach Eroberungen anderer Art. Seine Jagdleidenschaft erwies sich als ausgeprägter. Zu einem gelungenen Tag gehörten für ihn ein Netz voller Fische oder ein erlegter Moa, etwas, auf das ich gerne verzichten konnte. Doch zählte das Fischen schon bald zu meinen Pflichten, auch wenn es lange Zeit in Anspruch nahm, bis ich einen Fisch ohne Reue töten konnte.

Wenn auch jene Pflichten von Jahr zu Jahr wuchsen, brachen wir immer wieder aus, nahmen das Boot und verschwanden tagelang in der December Bay, erkundeten Kap Aló, das bereits außerhalb Aotearoas liegt, tauchten in das geheimnisvolle Delta des Angaraflusses ein oder erforschten die Inselwelt vor der Küste Avenors. Manchmal zu zweien, manchmal zu dritt, wenn Robs guter Freund Mats sich hinzugesellte. Aber immer machte es alleine am meisten Spaß, erlebte ich alle kostbaren Einzelheiten intensiver, hinterließen Eindrücke weitaus tiefere Spuren, als wenn ich sie mit anderen teilte. Oh ja, ich muss ein seltsamer Junge gewesen sein.

Dieser Lebensabschnitt, meine Kindheit, eingebettet in ihre unwiederbringliche Unbekümmertheit, liegt bereits weit hinter mir. Mit der Heimkehr von Radan ging die nächste Epoche zu Ende, verlor sich das



verspielte Dasein der Jugendzeit mit furchterregender Schnelligkeit. Mit ihr endete die kostbarste Zeit meines Lebens, endete meine Jugend. Und sie erlosch bei Weitem zu früh. Der Name Radan steht stellvertretend für den einschneidendsten Umbruch, den mein Leben je erfahren sollte.

Robs Veränderung vollzog sich in dramatischem Tempo. Mit drückenden Kopfschmerzen und ungewöhnlich dunklem Tränenfluss hatte es angefangen, beunruhigende Vorgänge fürwahr. Schlimmer und tragischer jedoch stellte sich für mich, seit jeher mit überaus sensiblen Sensoren ausgestattet, welche die kleinste Abweichung im Verhalten anderer schonungslos wahrnahmen, sein enormer Verhaltenswandel dar.

Rob schien nicht mehr der Rob zu sein, den ich kannte.

Schon am ersten Tag nach der Heimkehr benahm er sich eigenartig distanziert und sprach nur das Nötigste. Auf unser jüngstes Erlebnis angesprochen, überraschte er mit gegensätzlichen Reaktionen: bald mit übersteigertem Interesse, bald mit unwirscher Ablehnung. Was auch immer in ihm vorging, es konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, dafür kannte ich meinen Bruder zu gut.

Zunächst beruhigte ich mich mit dem tröstlichen Glauben, es würde vorüber gehen. Doch im Gegenteil, am darauffolgenden Morgen wurde die Sache noch ernster. Wie üblich war ich in aller Frühe aufgestanden, damit wir noch vor Sonnenaufgang auf See sein konnten, um die Netze auszuwerfen. Gewöhnlich befand sich Rob vor mir auf den Beinen. Diesmal nicht. Ich fand ihn entkleidet in seiner Kammer, bäuchlings auf dem kalten Boden liegend, als wäre er im Begriff gewesen, sich zu Bett zu begeben, bevor er zusammenbrach. Ein Blick in sein teilweise schwarz verfärbtes Gesicht jagte mir dann so richtig Angst ein. Das flackernde Kerzenlicht in meinen zitternden Händen beleuchtete eine unvergessliche Szenerie. Einen grauenhaften Moment lang griff eine kalte Hand nach meinem laut klopfenden Herzen. Aber nein, er atmete noch, er war nicht tot.

„Rob?“ Meine Stimme zitterte. „Schläfst du?“

Keine Antwort.

Sachte rollte ich ihn zur Seite. Sein Gesicht ruhte in einer dunklen, klebrige Fäden ziehenden Pfütze. Mein Magen verkrampfte sich. War es Blut? Mit einer befremdlichen Mischung aus Neugierde und Furcht wagte ich einen genaueren Blick, die Kerze so nahe wie möglich neben Robs Antlitz haltend. Unvermittelt schlug er die Augen auf. In seinem Blick lag etwas Feindseliges, zutiefst Böses. Erst als seine rissigen Lippen Worte formten, verschwand der unheilvolle Ausdruck aus seinen schwarzgeränderten Augen.

„Jack? Bist du es?“ flüsterte er.

Ich nickte. „Was ist passiert?“

„Mir ist kalt. Furchtbar kalt.“

Kein Wunder, wer weiß wie lange er schon nackt und bloß auf dem kalten Bretterboden lag. Ich half ihm auf. Sein Körper fühlte sich wie ein Eisblock und mindestens ebenso hart an. Erst als er gut zugedeckt im Bett lag, beruhigte ich mich wieder ein wenig.

„Was ist passiert?“ wollte ich erneut wissen.

„Müde“, kam die schwache Antwort, dann schlossen sich seine Augen. An diesem Vormittag war kein Wort mehr aus ihm herauszubekommen. Nachvollziehbar war mir die Lust zum Fischen vergangen.

Im Verlauf des weiteren Tages sah ich mehrmals nach ihm, doch er schlief tief und fest. Meine Sorgen zogen weite Kreise. Mehrmals verwarf ich den Entschluss, unseren Vater zu Rate zu ziehen. Nein, ihn damit zu behelligen machte wenig Sinn. Seit Mutters Tod hatte er sich tief in seine innere Welt zurückgezogen, die er mit niemandem teilte. Ich wollte ihn nicht beunruhigen. Jedenfalls noch nicht.

Kurz vor Sonnenuntergang verließ Rob sein Lager. Ich sah ihn im Garten Wasser aus dem Brunnen schöpfen und stand auch schon neben ihm. Tatsächlich schien er sich nicht an das zu erinnern, was sich gestern des Nachts zugetragen hatte. Immerhin sah sein Gesicht wieder normal aus. Alles in allem wirkte er erfrischt und gestärkt. Beim Zubereiten der Abendmahlzeit half er nur wenig und aß noch weniger.

„Hast du schon einmal daran gedacht, Marten wegen deiner Augen aufzusuchen?“ warf ich betont nebensächlich auf. Robs Abneigung gegen alles, was auch nur im Entferntesten mit einem Medikus zu tun hatte, war mir wohlbekannt. Spätestens seit dem frühen Tod unserer Mutter hatte er jegliches Vertrauen in die wenigen Heilkünstler Stoney Creeks, die Blutegel, wie er sie nannte, verloren.

„Ich sehe keinen Grund“, kam die knappe Antwort.

„Aber ich sehe einen Grund.“ Mein suchender Blick fand den seinen. Eine ungewöhnliche Situation für beide von uns. Rob war nicht dafür bekannt, gut gemeinte Ratschläge anzunehmen, schon gar nicht welche seines jüngeren Bruders. Glücklicherweise fand ich mich nicht unbedingt oft in dieser unangenehmen Lage wieder.

„Was geht’s dich an?“ Seine abweisende Haltung erstaunte keineswegs. Die Kraftlosigkeit seiner Ablehnung schon eher.

„Eine Menge, wie ich finde.“

„Das geht schon wieder vorbei, keine Sorge.“ Damit erhob er sich. „Kalt heute Abend. Ich leg’ mich wieder hin.“

Ich sah ihm nach. Der Frühling lag zwar erst seit kurzem in der Luft, doch von einem kühlen Abend konnte nicht die Rede sein, empfand ich doch gerade die letzten Tage als ungewöhnlich warm für die Jahreszeit.

Anderntags wirkte Rob wie verwandelt. Er sprühte vor Tatendrang, konnte es gar nicht abwarten, zum Fischfang zu gehen. Wieso er mich nicht dabei haben wollte, erklärte er nicht. Also ließ ich ihn gewähren. Nichts Ungewöhnliches an sich. Zuweilen zog mein Bruder ähnlich wie ich die Einsamkeit vor. Doch bei all den Ungereimtheiten seit der Rückkehr von Radan vermutete ich hinter jeder seiner Äußerungen und Taten etwas Befremdliches.

Lange sah ich dem Boot hinterher, das in nordöstlicher Richtung verschwand. Mehrfach beschlich mich das unangenehme Gefühl, ihn nicht alleine hätte ziehen lassen zu dürfen. Den ganzen langen Tag über machte ich mir Vorwürfe, zu schnell nachgegeben zu haben. Was, wenn ihm etwas zustieß? Noch nie

hatte ich mir um meinen Bruder Sorgen gemacht, er genoss mein vollstes Vertrauen. Wieso hatte sich das geändert? Zweifellos war er körperlich angeschlagen, schon allein der Zustand seiner Augen bekundete es. Inwieweit konnte ich, ja durfte ich, weiter in ihn dringen, einen Medikus aufzusuchen, ohne das Gegenteil zu bewirken?

Der Abend brach an, die ersten Boote kehrten heim, unter ihnen auch Krister und Scott. Geduldig wartend saß ich am Strand und beobachtete sie beim Ausladen.

„Hey, Krister. Na, wie war's?“ rief ich ihnen zu, wenn auch es mich augenblicklich nicht im Mindesten interessierte.

„Ordentlicher Fang heute. Wenn ihr wollt, kommt später rüber, wir haben eine Menge Scharen gefangen, das gibt einen Festschmaus. Ist Rob noch draußen?“

Ich nickte. Krister bemerkte meine Anspannung, ging aber nicht näher darauf ein, auch wenn ich es mir gewünscht hätte. Er erneuerte lediglich seine Einladung.

Rob kehrte erst Stunden später zurück. Ein spektakulär strahlender Ebrod half dabei, ihn endlich ausfindig zu machen. Lange war ich mir nicht im Klaren darüber, ob er es überhaupt war, doch innerlich siegte schon früh die Überzeugung, selbst wenn unser Boot aus der Ferne wie alle anderen aussah. Zu dieser vorgerückten Stunde befanden sich nicht mehr viele Fischer auf dem Meer. Um meinem Bruder nicht den Eindruck zu geben ich überwachte ihn, entfernte ich mich von unserer Anlegestelle und ging ein Stück den Strand hoch, um dort zu warten. Wenn er einen guten Tag gehabt hatte, würde er hilfreiche Hände brauchen und meine Anwesenheit ohnehin begrüßen. Dennoch wollte ich es nicht so offensichtlich aussehen lassen.

Warum um alles in der Welt beschlich mich mit jedem Meter, den sich der Kahn näherte, ein ungutes Gefühl? Irgendetwas stimmte nicht. Wieso kroch das Boot so langsam heran? Gut, es herrschte bereits Landwind, aber von großräumiger Luftbewegung keine Spur. Dann erkannte ich endlich, was mich störte.

Das Boot war leer!

Ich sprang auf die Füße. Verborg sich Rob hinter dem Segel und entzog sich somit meinen Blicken? Er musste an Bord sein, von selbst konnte das Boot unmöglich zurückgefunden haben.

An der Wasserlinie blieb ich stehen und wartete ungeduldig die letzten Meter ab. Aufgrund des kaum vorhandenen Wellengangs steuerte das Boot ohne nennenswertes Schaukeln gemächlich auf die Küste zu. Erst kurz bevor es auf Grund lief, machte ich schließlich alle Einzelheiten aus. Es saß in der Tat niemand am Steuer. Dennoch war der Kahn nicht führerlos. Rob lag reglos auf den Planken, den Kopf nach achtern gerichtet. Sein rechter Arm hielt das Ruder in der Ellenbeuge umklammert.

Ich zog das Boot den Kies hoch und sprang hinein. Nicht ein einziger Fisch befand sich an Bord. Just in diesem Moment zog sich Ebrod hinter eine Wolke zurück. Nur noch schemenhafte Umrisse ließen sich ausmachen. Aufgewühlt kniete ich nieder und drehte meinen Bruder auf den Rücken. Trotz der miesen Lichtverhältnisse entgingen mir die dunklen Flecken auf seiner in deutlich helleren Tönen schimmernden Gesichtshaut nicht. Er starrte mich aus zwei milchig leuchtenden Augen an. Für einen Augenblick blitzten zwei Reihen Zähne auf, als beabsichtigte er mich zu beißen. Ich zuckte instinktiv zurück und hielt alarmiert inne, als der Mond wieder aus der Wolke hervortrat. Ich musste mich geirrt haben. Robs Augen sowie sein Mund waren geschlossen. Nur die dunklen Flecken blieben. Und ich hatte sehr wohl eine Ahnung, wovon sie herrührten. Morgen würde ich Marten um einen Hausbesuch bitten, auch wenn sich jemand mit Händen und Füßen dagegen wehren sollte! Erst nach mehrmaliger Wiederholung seines Namens und mit Hilfe zweier Ohrfeigen schlug Rob die Augen auf.

„Rob, was ist geschehen?“

„Müde...“, kam die Antwort, und ich fühlte mich auf verwirrende Weise an den gestrigen Morgen erinnert.

„Kannst du gehen?“ Umständlich half ich ihm auf die Füße. Nur meiner Hilfestellung verdankte er es, nicht sofort wieder einzuknicken. Wie einen alten Mann stützte ich ihn auf dem Weg ins Haus. In dieser Situation hätte ich so gerne unseren Vater ins Vertrauen gezogen, so überfordert fühlte ich mich. Aber er schlief bereits, so verschob ich dieses Vorhaben auf den kommenden

Morgen. So konnte es nicht mehr weitergehen. Rob war zweifellos krank und benötigte Hilfe. Gleich morgen früh würde ich dafür sorgen, dass er sie auch bekam.

Rob fiel mit dem Gesicht zuerst auf sein Bett und blieb reglos liegen. Wie ein Kleinkind zog ich ihm die feuchten Klamotten vom Leib. Die Kälte seiner Haut irritierte. Bis zum Hals zugedeckt lag er endlich da. Besorgter denn je ließ ich mich auf der Bettkante nieder und beobachtete ihn im Licht der leise flackernden Kerze. Die schwarzen Flecken unter seinen geschlossenen Augen starrten mich feindselig an. Gerade als ich mich dazu entschlossen hatte, sie mit einem Tuch wegzuwischen, schlug Rob die Augen auf. An sich ein gutes Zeichen. Doch gefiel mir nicht die Art, wie er sie aufschlug. Es geschah zu schlagartig und passte nicht zu seiner geschwächten körperlichen Verfassung.

„Wie geht es dir?“ flüsterte ich.

Rob schluckte. „Nicht gut“, kam die schwache Antwort. Diese beiden Worte, so besorgniserregend sie sich auch anhören mochten, trugen paradoxerweise zu meiner Beruhigung bei. Seine eigene Schwäche eingestehend würde er die Anwesenheit eines Medikus womöglich eher zulassen.

„Hast du Schmerzen?“

Rob verneinte.

„Was geht hier vor?“ fragte ich ihn. „Seit unserer Rückkehr aus Radan stimmt etwas nicht mit dir.“

Von einer Sekunde auf die andere zeigte mir Rob auf alarmierende Weise, wie viel ungeahnte Kraft noch in ihm steckte. Ich fuhr regelrecht zusammen, als er fauchte: „Ich will dieses Wort nicht mehr hören! Lass es!“

Aus großen Augen musterte ich den fremdartig gewordenen Bruder, der nach dieser Anstrengung in sich zusammensank. Mit geschlossenen Lidern und energieloser Stimme wisperte er: „Ich bin so müde... so sehr müde.“

Für einen minimalen Moment drängte sich der absurde Eindruck auf, vor mir zwar äußerlich meinen Bruder zu haben, in seinem Inneren aber schienen zwei völlig verschiedene Wesen zu hausen, die mal mehr mal weniger die Oberhand erlangten. Die pure Abwegigkeit dieses irrsinnigen Gedankens ließ ihn mich

auch schnell wieder beiseiteschieben. Nicht die leiseste Ahnung hatte ich, wie erschreckend nahe ich für einen verschwindend kurzen Atemzug der Wahrheit gekommen war. Wie hätte ich es zu jenem Zeitpunkt auch ahnen sollen? Selbst wenn, was hätte ich tun können, um meinem Bruder beizustehen? Nichts.

Bevor er hinweg dümmerte, öffneten sich seine Augen noch einmal. Langsam, ganz langsam, teilten sich die Lider. Schwarze Tränen drängten hervor, die im schwachen Kerzenlicht wie Blut aussahen. Endlich fand er meinen Blick. Seine Lippen bebten.

„Was willst du mir sagen?“ Ich brachte das Gesicht nahe an seines.

Rob stammelte etwas Verworrenes. Verständnislos sah ich ihn an. Dann begriff ich. Er hatte Angst. Todesangst. Seine eiskalte Hand berührte die meine. Dies geschah unerwartet, und ich erschrak unwillkürlich.

„Rob, bitte sag, was hier vorgeht! Ich werde Vater holen. Das hätte ich schon viel früher tun müssen.“

Da griff seine eiskalte Hand fest zu und hielt mich zurück. Überrascht nahm ich sein Kopfschütteln zur Kenntnis. „Nein“, raunte Rob so energisch wie unter diesen Umständen möglich. „Er hat keinen Zugang dazu... hol ihn nicht, bitte!“

„Keinen Zugang? Wovon sprichst du?“

„Hör mir zu!“ Seine Worte kamen genau so stoßweise wie sein Atem. Das Sprechen fiel ihm von Sekunde zu Sekunde schwerer, als umklammerte eine unsichtbare Hand seine Kehle. „Ich habe nicht viel Zeit, es ist stärker geworden. So viel stärker.“ Das blanke Unverständnis in meinen Zügen mahnte ihn zur Eile. „Lass mich nicht alleine! Lass mich nicht alleine, hörst du?“

„Ja, ich bleibe heute Nacht bei dir.“

„Nein, das meine ich nicht. Gib mich nicht auf! Bleib bei mir, hörst du? Gib mich nicht auf!“ Diese letzten Worte waren nur noch ein heiseres Krächzen, dann versiegte seine Stimme. Robs Augen schlossen sich. Seine Hand löste sich aus der meinen. Dann lag er ruhig da. Schwach ging sein Atem.

„Nein, ich werde dich nicht aufgeben.“ Angst hielt mein Herz umklammert. Wohlbegründete Angst um den geliebten Bruder. Unversehens verschleierten heiße Tränen meinen Blick. „Niemals, hörst du? Niemals! Ich verspreche es.“

Wie viele Stunden ich neben ihm wachend und grübelnd zubrachte, bis mich der Schlaf übermannte, weiß ich heute nicht mehr. In jener Nacht kehrte er zurück, der gleiche Traum, den ich bereits auf Radan geträumt hatte. Wieder trug ich den schweren Stapel Bücher. Wieder folgten mir die dunklen Schatten. Zwischen den freiliegenden Wurzeln abgestorbener Bäume lag Rob. Starr und kreidebleich, die Augen weit geöffnet. Schwarze Tränen flossen unaufhörlich heraus, ein pulsierender Sturzbach aus zäher Tinte. Er war nicht mehr zu retten, dessen war ich mir überraschend gewiss. Dennoch wollte ich nur noch zu ihm und ließ die verfluchten Bücher achtlos fallen. Wie eine Wand schoben sich daraufhin die Schatten zwischen Rob und mich, vernebelten die Sicht und ließen mich nicht passieren. Was immer ich auch versuchte, ein Durchkommen gestaltete sich als unmöglich. Schließlich gab ich es auf. Mein Blick fiel auf die zu meinen Füßen verstreuten Bücher, die zu Staub zerfielen, als liefen Jahrzehnte in Sekunden ab. Ich sah auf. Die Schatten waren verschwunden. Und Rob mit ihnen.

Am Morgen sah ich den Traum verwirklicht. Mit angewinkelten Beinen lag ich vor Robs Bettstatt, mein Oberkörper ruhte in unbequemer Position am Fußende. Das Bett war leer. Keine Spur von Rob.

Ein kurzer Blick durch die Kammer genügte, um mir zu sagen, dass sowohl sein Rucksack als auch der Langbogen fehlten. Mit flauem Gefühl im Magen rannte ich aus dem Haus und den Kiesweg hinunter ans Meer. Sicher war Rob im Morgengrauen kurzerhand zum Fischen aufgebrochen, wie er es oftmals tat, wenn ihn etwas beschäftigte. Wozu in aller Welt benötigte er auf See seinen Bogen mit den Pfeilen? Das Boot lag am Strand an genau der Stelle, an der ich es gestern Abend zurückgelassen hatte. Dann war er mit Sicherheit jagen. Das machte auch am ehesten Sinn. Innerlich aufgewühlt ging ich zum Haus zurück. Der Druck in der Körpermitte intensivierte sich. In diesem Moment wusste ich, Rob war fort. Hatte er mich nicht gebeten, auf ihn achtzugeben, ihn nicht alleine zu lassen? Wäre ich nicht eingeschlafen, wüsste ich wo er sich befand, wohin er gegangen war. Ich hätte ihm folgen und mein Versprechen halten können.

In meiner Verzweiflung wurde mir klar, mein Schweigen brechen zu müssen. Das Verlangen, mich anzuvertrauen, wurde unwiderstehlich. Naturgemäß



suchte ich sogleich nach unserem Vater, der sich jedoch weder im Haus noch in der Werkstatt befand. Also eilte ich wieder zum Strand hinunter, in der Hoffnung, ihn dort irgendwo zu finden. Stattdessen lief mir Krister Bergmark über den Weg. Mein besorgter Gesichtsausdruck schien Bände zu sprechen.

„Jack, was ist los? Du siehst aus, als wärst du dem Leibhaftigen begegnet.“

„Rob ist fort“, sprudelte es aus mir heraus. „Hast du meinen Vater gesehen? Ich muss ihn finden!“

Krister schüttelte verständnislos den Kopf. Er spürte intuitiv den Ernst der Situation. „Nun mal langsam, immer schön der Reihe nach. Was meinst du damit, Rob ist fort?“

Den Tränen nahe sah ich Krister Bergmark an und wusste, meinen Vater nicht länger suchen zu müssen, um mich jemandem anzuvertrauen.

Wir erreichten Radan bei bestem Wetter gegen Mittag des folgenden Tages. Nicht die Spur einer Wolke zeigte sich am tiefblauen Frühjahrshimmel. Warmer Wind schickte das erste vollmundige Versprechen auf den nahenden Sommer. Ich hatte die Nacht kaum ein Auge zugemacht und war wie nicht anders zu erwarten während der Überfahrt in tiefen Schlaf gefallen. Wieder quälten mich flüsternde Stimmen, erschienen geisterhafte Schatten, die mich bisher nur auf meinen nächtlichen Irrfahrten heimgesucht hatten. Nun stellten sie sich auch am Tage ein. Hier mitten auf der Tethys, in einem kleinen Boot, das sich auf dem Weg zum Ursprung allen Übels befand. Mehrere Male, wie Krister mir nachträglich berichtete, war ich im Schlaf unruhig geworden und hatte zu sprechen begonnen, einmal sogar um mich geschlagen. Er hütete sich jedoch davor, mich zu wecken. Ich hatte ihm erzählt, wie meine Nächte seit der Rückkehr von Radan aussahen, und ihm war klar, dass jede Minute Schlaf eine Kostbarkeit darstellte.

Kurz vor der Ankunft erwachte ich ruckartig. Zu laut waren sie geworden, die spitzen Schreie, die in meinem Innersten nachhallten. Mir war, als lebte ich den Schmerz eines gepeinigten Wesens nach, eines Wesens, das mich dazu erkoren hatte, sein Leid in diese Welt zu tragen. Konnte es sich um Rob handeln? Lotste er mich auf diese verfluchte Insel zurück?

Krister war meinen Anweisungen gefolgt und am westlichen Ende der hufeisenförmigen Bucht ganz im Süden Radans gelandet. Hellwach übernahm ich nun das Ruder und steuerte auf den Küstenabschnitt zu, an dem Rob und ich vor wenigen Tagen gestrandet waren.

Wie oft waren wir im Laufe unseres Lebens schon hier gewesen? Unzählige Male. Auckland, die größere Nachbarinsel, wies bei weitem die schöneren Strände auf, weswegen wir meist sie wählten, wenn es darum ging ein paar Tage von zu Hause weg zu verbringen. Womöglich lag es auch an den Moas, die es auf Auckland gab, wenn auch es sich nur um eine kleinere Art handelte als auf dem Festland. In dieser Hinsicht hatte Radan wenig zu bieten. Dafür brannte sich die Insel nun auf ganz andere Art und Weise in meine Erinnerung ein.

Wir legten an exakt der gleichen Stelle an, die Rob gewählt hatte, um den gebeutelten Kahn wieder seefest zu machen. War das wirklich erst weniger als eine Woche her? Als meine Füße Radans Boden berührten, ging ein befreiendes Seufzen durch mein Inneres. Abermals fragte ich mich, wer oder was hier seinen Willen durchsetzte.

„Wo ist sie denn nun, diese geheimnisvolle Höhle?“ Krister vertäute das Boot gewissenhaft und sah mich dann fragend an.

„Keine fünf Minuten von hier.“ Wir stapften den Strand hoch, gingen genau denselben Weg wie Rob und ich es vor noch nicht all zu langer Zeit getan hatten. Schon von weitem sah ich sie. Der dunkle Schlund im Kliff wirkte wie der Eingang zur Unterwelt, er gähnte mir schon von weitem entgegen. Mir schauderte beim Gedanken an das Skelett, das sich darin befand. Unschlüssig blieb ich stehen.

„Und jetzt? Gehen wir nicht hinein?“ erkundigte sich Krister.

Ohne eine Antwort zu geben kramte ich Feuersteine hervor und entfachte eine Fackel. Tief durchatmend setzte ich mich schließlich in Bewegung. Krister folgte dicht hinterdrein. Den muffigen Geruch im Innern der Höhle hatte ich das letzte Mal gar nicht wahrgenommen. Lag es an dem Knochenmann, der seit Tagen freilag und still vor sich hin moderte? Nein, das war unmöglich, an ihm war nun wirklich nicht mehr viel dran, das modern konnte.

Die prasselnde Flamme leuchtete jeden Winkel aus. Dort war der Platz, an dem ich mit dem Brummschädel meines Lebens von den Toten erwacht war. Mit gemischten Gefühlen machte ich die nächsten Schritte. Der innere Widerstand traf mich unvorbereitet. Was in aller Welt sperrte sich derart dagegen, diesen Ort wieder zu betreten?

Ja, da lagen sie, die mysteriösen Schriften, deren Entdeckung ich am liebsten ungeschehen machen würde. Krister staunte nicht schlecht, als ich ihm zwei Bücher in die Hand drückte, die er betrachtete wie einen noch niemals zuvor ins Netz gegangenen Fisch. Schriftgut jeder Art war ihm von jeher ein Gräuel, und ich bin nie ganz sicher gewesen, ob er überhaupt ordentlich lesen konnte.

„Hier, die Reste der Mauer. Dahinter liegt auch das Skelett, und es hatte ordentlich Lektüre in den letzten paar hundert Jahren“, sagte ich lapidar.

„Ja, und sie schien nicht sehr interessant gewesen zu sein. Der arme Kerl ist wahrscheinlich an Langeweile krepirt.“

Erstmals gab der abgetrennte Teil der Höhle seine wahren Ausmaße preis. Und die waren bei weitem nicht sonderlich aufregend. Überall lagen sie verstreut auf einer Fläche nicht größer als der meiner Kammer zuhause in Stoney Creek, jene Schriften, die ich vor nicht all zu langer Zeit wieder achtlos an ihren angestammten Platz geworfen hatte.

„Vorsicht!“ warnte ich. „Noch einen Schritt weiter und du trittst deinem armen Kerl mitten ins Gesicht.“

Krister ging in die Knie und räumte einige Bücher von dem Toten herunter. „Herrje, du hast Recht, der liegt schon etwas länger hier. Die Knochen sind ja schon zerbröselt. Was haben wir denn hier?“

„Was machst du denn da? Würdest du das Gerippe bitte in Ruhe lassen?“

„Stell dich nicht so an! Sieh mal! Ist der nicht wunderschön?“ Krister hielt mir sein Fundstück entgegen. Zuerst dachte ich, es sei ein dunkler Kiesel, dann sah ich jedoch im Licht der Fackel die metallene Fassung. Ein Ring! Kein wirklich ansehnlicher, aber ein Ring. Wenige Sekunden später steckte er bereits an Kristers Finger. Als er mein entrüstetes Gesicht sah, erwiderte er nur: „Der Knochenmann hier wird ihn sicherlich nicht mehr brauchen.“

Ich verbiss mir den passenden Kommentar, ließ nur ein gezischtes „Grabräuber!“ durch die Zähne entwischen und machte mich daran, die ersten Bücher aufzusammeln.

„Ich begreife immer noch nicht, wo du einen Zusammenhang zwischen diesen Wälzern und Robs Verschwinden siehst.“ Krister richtete sich wieder auf.

„Denkst du etwa ich? Deswegen sind wir hier. Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als den ganzen Haufen Geschmier genauestens unter die Lupe zu nehmen. Vielleicht finden wir einen Hinweis, der uns weiterhilft.“

Mein guter Freund sah mich zweifelnd an. Sein Blick stimmte mich angriffslustig, nahm er mir doch von der wenigen Zuversicht, die noch vorhanden war. „Was sollen wir sonst tun?“ rief ich und zeigte damit ungewollt, wie wenig ich selbst an den Erfolg der ganzen Aktion glaubte. „Ich sehe nur diese Möglichkeit.“

„Du hast ja Recht. Los, bringen wir den ganzen Mist raus!“

Nun begann die eigentliche Arbeit, das erneute Aussortieren. Ging ich anfangs noch mit Sorgfalt vor, änderte sich das relativ schnell. Was noch nicht völlig kaputt war, war es spätestens, nachdem Krister oder ich es inspiziert hatten. Leserliche Passagen rissen wir achtlos heraus und stapelten sie neben einem immer höher werdenden Haufen Abfall. Jeder Fetzen Information konnte von Nutzen sein, nichts von dem, was für uns verständlich war, durfte verloren gehen.

„Das meiste Zeug ist in einer Sprache geschrieben, die kein Mensch lesen kann“, sagte Krister irgendwann. „Was machen wir damit?“

Ich zuckte mit den Achseln. „Hier lassen, denke ich. Wenn wir es nicht entziffern können, wer dann? Ich habe nicht die Absicht, irgendetwas davon irgendjemandem zu zeigen. Wem auch?“

Krister nahm dies nickend zur Kenntnis.

Alsbald hielt ich die Sammlung vergilbter Landkarten in den Händen, die Rob vor wenigen Tagen, als die Welt noch in Ordnung schien, so beeindruckt hatte. Ich öffnete den zerbröselnden ledernen Umschlag und nahm die erste Karte heraus, die den nordöstlichen Teil Gondwanalands darstellte. Meine Augen

suchten und fanden Stoney Creek ganz im Nordwesten. Dann wanderten sie langsam nach Süden, durch Aotearoa, über das Zentralmassiv hinein nach Laurussia mit seiner alten Hauptstadt Hyperion und weiter über die Verfluchten Berge in ein Land, das ich nach einigen Mühen als „Ar-Nhim“ entzifferte.

Ich stutzte. Diesen Namen hatte ich doch schon einmal gelesen. Ob er dem Vokabular der Opreju entlehnt war? Oder der Uhleb?

Ah, dort befand sich also die Große Caldera, im Herzen Yalgas. Und am unteren linken Kartenrand ein riesiges Gewässer, der Taorsee. Obwohl schon beträchtlich lädiert, waren einige wenige Farben erhalten geblieben, vor allem das tiefe Blau der Gewässer und das Eisenbraun der Gebirge. Hier und da fanden sich noch olivgrüne Tupfer, die einst stilisierte Wälder kolorierten. Als ich mit dem Fingernagel sacht über das Kobaltblau der Tethys strich, bröckelte Farbe ab und hinterließ den Hauch eines Schattens auf nacktem, vergilbtem Pergament. Behutsam schloss ich den Umschlag wieder, stufte ihn als wertvoll ein und bettete ihn vorsichtig in den Sand. Neben anderen Schriften, die ich bereits einmal durchforstet hatte, fiel mir auch das Tagebuch von Philip J. Patterson wieder in die Hände. Ich nahm mir vor, es genauer zu studieren und legte es ebenfalls beiseite.

„Dies hier dürfte so etwas wie eine Chronik sein“, meldete sich Krister. „Nach Jahren sortiert, so wie es aussieht. Beginnt im Jahre 51.“

„In unserer Sprache geschrieben?“ erkundigte ich mich leicht abwesend.

Krister warf mir den schweren, großformatigen Band zu. „Und ob. Aber pass auf, die Seiten sind lose!“

„Gar nicht mal so schlecht erhalten.“ Beim Öffnen des Einbandes fiel mir der halbe Inhalt entgegen. Poröse, zum Teil aufklappbare Innenseiten verschieden großer Formate mit mehr oder weniger gut erhaltenen gedruckten Illustrationen aller Art weckten mein Interesse. Detailgetreue Bilder von Tieren, die ich nur zum Teil erkannte. Akribisch genau wiedergegebene Pflanzen und Bäume. Herrliche Landschaftsabbildungen, Fotografien, wie ich annahm. Die Kunst des Fotografierens war nach dem Großen Krieg verlorengegangen. Wohl gerade deswegen faszinierten mich Fotografien so sehr. Eine Menge Aufnahmen von wunderschön gemauerten Häusern mit meisterhaft gearbeiteten Fassaden, überdachten Terrassen und kunstvoll verzierten Säulen.

Ansichten einer großen Stadt, die vom Meer bis in die Berge reichte. Womöglich bestand sie aus den vielen schönen Häusern, die ich ein paar Seiten vorher bewundert hatte. Dann folgten mehrere Darstellungen von grotesk anmutenden, walzenförmigen Gebilden auf vier oder auch sechs Laufrädern, darunter welche mit starr abstehenden, flügelartigen Auswüchsen.

Sehr eigenwillig.

Aber das Beste daran: alle Abhandlungen, jede Notiz war in unserer Sprache geschrieben. Es würde sich also für alles eine Erklärung finden. Mein Interesse wuchs von Seite zu Seite. Beim ersten Mal war mir dieser Band gar nicht aufgefallen. Das versprochen lange Abende zu werden. Ich konnte es kaum erwarten, das Bild von Gondwana korrigiert zu sehen.

Der gebratene Speck roch köstlich. Krister legte noch einen Armvoll Feuerholz nach. Inmitten der Glut schmorten Kartoffeln in ihrer Schale. Erst jetzt bemerkte ich, wie hungrig ich war und vergab Krister, der mich irgendwann hatte alleine sitzen lassen, um sich so etwas Niedermem wie der Verköstigung zu widmen. Da wir davon ausgegangen waren, die Nacht auf Radan zu verbringen, durfte es natürlich nicht an Proviant fehlen. Dafür war bestens gesorgt. Als Krister ein Dutzend Eier aufschlug und in dem ausgelassenen Speck anbriet, war es endgültig um mich geschehen. Hungrig wie ein Wolf fiel ich über meine Ration her.

„Schon irgendetwas Aufschlussreiches herausgefunden?“ fragte Krister mit vollem Mund.

Ich schüttelte den Kopf. Davon war ich auch nicht ausgegangen. Das genaue Studium der Funde würde wahrscheinlich Tage in Anspruch nehmen. Immerhin hatte sich ein ansehnlicher Berg von verwertbarem Material angesammelt. Ich brannte darauf, den vielen verwelkenden Seiten ihr Geheimnis so schnell wie möglich zu entlocken, als erwartete ich in Bälde ihren unwiderruflichen Zerfall.

Bis zum Sonnenuntergang hatte ich es schließlich geschafft, die Spreu vom Weizen zu trennen. Krister stopfte die Ausbeute in zwei Leinensäcke, die wir zum Boot schleppten. Während er das Nachtlager direkt am Strand bereitete, machte ich mich daran, die aussortierten Schriften, die sich noch immer auf

dem nackten Sandboden türmten, in die Höhle zurückzubringen. Bedeutend behutsamer als beim erstenmal stapelte ich sie hinter der zusammengestürzten Mauer auf, akribisch darauf achtend, nicht auf unseren armen Kerl zu treten. Nachdenklich ging ich in die Knie und betrachtete im Licht der Fackel die Überreste des Toten. Er lag auf dem Rücken, ganz so als wäre er im Schlaf gestorben. Jedenfalls redete ich mir das ein.

Das Skelett erschien männlich, ich führte es auf die markanten Muskelansätze zurück, vor allem an den beiden Hüftkämmen. Der Unterkiefer war kräftig geformt, mit ausstehenden Kieferwinkeln, die Zähne zum Teil ausgefallen. Wie er wohl umgekommen war? War er wirklich bei lebendigem Lein eingemauert worden, wie Rob vermutet hatte, oder schon vorher tot gewesen? Diese Frage würde wohl für immer unbeantwortet bleiben. Irgendwie fühlte ich mich schuldig. Wer weiß wie viele Jahrhunderte der arme Kerl seinen Schatz bewacht hatte, bevor ich daherkam und ihn ihm für immer entriess.

Mein Blick fiel auf den rechten Ringfinger des Toten. Er war glatt in der Mitte durchgebrochen. Krister war beim Ablösen des Rings nicht zimperlich umgegangen. Kopfschüttelnd richtete ich mich wieder auf und blieb unschlüssig stehen. Hatte sich der Tote nicht ein anständiges Grab verdient? Der fortgeschrittene Zerfall sprach dagegen, die porösen Knochen umzubetten. Nein, hier, wo er seit einer halben Ewigkeit lag, sollte er auch bleiben. Ich beschloss, das Gerippe wenigstens notdürftig zu bedecken, jetzt wo es so offen dalag und keine Mauer mehr Schutz spendete.

Kurz entschlossen häufte ich mit Armen und Händen Sand und Kies an. Dabei berührte ich mit den Handkanten einen vergrabenen Gegenstand, der zuerst an einen Schaufelschaft erinnerte. Doch organische Substanz hätte längst vermodert sein müssen, und meine forschenden Finger erkannten sehr schnell, dass es sich mitnichten um Holz handelte. Nein, es war ein durchaus härteres Material, ich tippte sogleich auf Eisen. Schnell hatte ich ihn freigelegt, einen ungefähr anderthalb Meter langen Stab. Leicht lag er in der Hand, viel zu leicht. Um Eisen konnte es sich nicht handeln, nicht die Spur von Rost fand sich auf seiner stumpfen, silbergrauen Oberfläche. Was konnte das sein? Material wie dieses hatte ich noch nie gesehen. Es war in der Tat leicht wie Holz, sah aber aus und fühlte sich auch an wie Metall. Mein Fund faszinierte mich von Sekunde zu Sekunde mehr. Was Krister wohl dazu sagen würde? Gewissenhaft

führte ich die mir selbst auferlegte Arbeit zu Ende und bedeckte das Skelett von oben bis unten, bevor ich die Höhle verließ, den Strand hinunterlief und Krister stolz meine neueste Errungenschaft präsentierte.

„Liegt prächtig in der Hand“, meinte der nach einer ersten Untersuchung. „Merkwürdiges Material allerdings.“

„Ja, nicht wahr? Wahrscheinlich eine Schlagwaffe aus der Alten Zeit.“

„Zum Schlagen eignet sie sich auf jeden Fall prächtig.“ Krister holte weit aus und wirbelte den Stab fauchend um sich. „Was meinst du, tauschen wir? Ring gegen Stab?“

Ich kam mir vor wie ein Leichenfledderer. „Danke, kein Interesse“, gab ich kühl zurück. Mochte Krister seinen lumpigen Ring behalten. Mit diesem Stab ließ sich weitaus mehr anfangen.

Widerwillig händigte er ihn dann auch wieder aus. „Also doch nicht nur altes Geschmier. Wer weiß, was sich noch alles vergraben da drinnen findet?“

Ich wusste, was nun kommen würde. Immerhin erklärte sich Krister bereit, die unmittelbare Nähe des Skeletts unangetastet zu lassen. Doch all sein Buddeln und Wühlen brachte nichts mehr zu Tage. Wir hatten der Höhle alle Schätze entrissen.

Nach Einbruch der Dunkelheit legten wir uns zum Schlafen nieder. Ich starrte hinauf in den prächtig funkelnden Sternenhimmel und wurde mir zum tausendsten Mal meiner kleinen und unbedeutenden Existenz gewahr, diesen Wimpernschlag in der unendlichen Zeitrechnung des Universums. Der Gedanke gefiel mir vom ersten Moment an, als er mir vor vielen Jahren in den Sinn kam. Unbedeutend, ein Niemand zu sein, hatte etwas ungemein Beruhigendes an sich.

Das Lagerfeuer prasselte knisternd vor sich hin und zeichnete lange, flatternde Schatten des uns umgebenden Buschwerks. Niemand sprach eine Silbe, und als ich tief in Gedanken längst überzeugt war, dass Krister eingeschlafen war, meldete er sich ohne Vorwarnung zu Wort.



„Sicher bin ich nicht, ob ich all das wissen möchte, was wir im Begriff sind zu erfahren.“ Aha, auch ihm schien das Ergebnis des vergangenen Tages den Schlaf zu rauben.

„Wir wissen leider schon viel zu viel. Es lässt sich nicht mehr ändern.“

„Die Frage ist, ob ich all das glauben kann. Es klingt so phantastisch, so unwirklich. Stammen wir in der Tat von einem anderen Planeten? Bis heute hatte ich an so etwas nicht einmal im Entferntesten gedacht. Und nun weigere ich mich einfach, es anzunehmen, nur weil es in irgendeinem Buch steht, das jemand vor Hunderten von Jahren geschrieben hat.“

Ich sagte darauf nichts. Dieser Zweifel war mir kein Unbekannter. Dennoch spürte ich, dass es der Wahrheit entsprach. Irgendetwas in mir weigerte sich standhaft, das ganze einfach abzulehnen oder als bloßes Hirngespinnst abzutun. Nein, da steckte mehr dahinter. Viel mehr.

„Gute Nacht, Krister.“ Schläfrig rollte ich zur Seite und zog die Decke enger zusammen. Der weiche und noch warme Sandboden erwies sich als bequemer und wohlriechender wie das muffige Stroh zuhause. Ginge es nach mir, schliefte ich immer im Freien.

Als ich hochschreckte, war das Feuer heruntergebrannt. Die Asche glimmte nicht mehr. Tiefste Dunkelheit herrschte, kein Stern leuchtete. Für einen Augenblick wusste ich nicht, wo ich mich befand. Warum war ich so jäh erwacht, wo mich nicht einmal der Anflug eines Traumes geplagt hatte? Es dauerte ein wenig, bis ich mich überzeugt hatte, nicht in unmittelbarer Gefahr zu schweben. Erst dann hörte ich das Flüstern. Wie ein leises Raunen drang es an mein Ohr, als wisperte mir der Wind eine geheime Botschaft zu. Ich lauschte schreckenstarr. Phantasierte ich oder spielte mir Krister einen üblen Streich? Wie versteinert lag ich da, unfähig auch nur den kleinen Finger zu bewegen.

Was zum Teufel war das?

Endlich streifte ich die Starre ab und richtete mich auf. Das Geflüster dauerte an, es kam nicht aus Kristers Richtung, das stand fest. Nein, es kam von woanders her, von ganz woanders.

Das Flüstern kam aus der Höhle!

Es drang aus dem schwarzen Schlund!

In der Sekunde, in der es mir klar wurde, verstummte die leise Stimme. Lauschend stand ich da und fragte mich allen Ernstes, ob ich noch klar bei Verstand war. Sollte ich der Sache auf den Grund gehen? Die Fackel wäre schnell entfacht, keine Frage. Doch bei dem Gedanken, mich jetzt in die Höhle vorzuwagen, stellten sich meine Nackenhaare einzeln auf. Nein, nicht jetzt. Nicht mitten in der Nacht.

„Was ist los, Jack?“

Kristers Stimme ließ mich zusammenfahren. Fast hätte ich laut losgeschrien.

„Himmel, hast du mich erschreckt“, entfuhr es mir.

„Was stehst du da rum? Wieso schläfst du nicht? Wieder einer dieser Träume?“

„Sieht ganz so aus“, murmelte ich und legte mich umständlich wieder hin. Krister wach zu wissen und seine Stimme zu hören beruhigte mich.

„Versuche wieder einzuschlafen“, sagte er. „Wir haben noch die halbe Nacht vor uns.“

„Ich gebe mein Bestes“, versprach ich. Tatsächlich dauerte es eine Ewigkeit, bis mein rastloses Gehirn den dunklen Schleiern der Müdigkeit erlag und ich endlich wegdämmerte. Stimmen vernahm ich nicht mehr. Jedenfalls keine, die aus der mysteriösen Höhle drangen.

## 4 Aufbruch

Die Sichtung der Ausbeute nahm weniger Zeit in Anspruch als zunächst angenommen. Der Zerfall des gesamten Materials schien im Zeitraffer abzulaufen. Sonnenlicht und salzhaltige Luft trugen wohl mehr dazu bei, als sich abschätzen ließ. Grob gesagt bröckelten die bereits stark in Mitleidenschaft gezogenen Schriften buchstäblich unter den Fingern weg.

In einer Nacht-und-Nebel-Aktion schaffte ich die beiden Säcke und den eisernen Stab ins Haus und verwahrte alles in meiner Kammer. Tagsüber verhielt ich mich wie sonst auch und verrichtete die alltäglichen Arbeiten. Nach Sonnenuntergang aber, wenn es im Haus totenstill geworden war, ging ich gänzlich anderen Tätigkeiten nach. Im Licht herunterbrennender Kerzen verwandelte ich mich in einen Forscher, der sich auf einer Reise in die Vergangenheit befand. Wenig Schlaf gönnte ich mir in den Nächten meines Studiums. Aus einzelnen Puzzlestücken, die ich verschiedenen Quellen entnahm, formte sich allmählich ein Bild. Vieles, was ich bereits beim ersten groben Durchblättern zusammen mit Rob auf Radan erfahren hatte, vertiefte sich auf der einen Seite, widersprach sich auf der anderen – oder zumindest kam es widersprüchlich vor – und warf neue Fragen auf. Fragen, auf die ich mir nach der Lektüre anderer Schriftstücke Antworten zusammenreimen konnte, aber auch welche, die Teile des zusammengesetzten Mosaiks wieder in Dunkelheit tauchten.

Das Tagebuch von Philip J. Patterson stellte ein wichtiges Bindeglied dar. Es zeichnete ein unverfälschtes Bild vom Alltag in einer Siedlung namens Kelvin ganz im Süden Laurussias, in einem Land, das in den Karten Gondwanas die Bezeichnung „Angmassab“ trug. Wie es aussah, stellte es auch das einzige Werk gänzlich privaten Hintergrunds dar. Und leicht verständlich. Hier hatte ein junger Mensch Gedanken und Empfindungen mit der eigenen Hand niedergeschrieben.

Der überwiegende, weniger spektakuläre Teil präsentierte sich in Druckschrift, so wie die wenigen alten Bücher, die noch in Stoney Creek kursierten und von denen sich die meisten in der Kambera befanden. Die

gedruckten Bücher (oder die noch lesbaren Teile davon) waren wissenschaftlicher Natur, nüchtern geschrieben und von der Wortwahl eher kompliziert. Da verhielt es sich mit den handgeschriebenen schon anders. Zwar hatte sich der Zahn der Zeit gerade an ihnen mit besonderer Vorliebe ausgetobt, dennoch fanden die Informationen, die sie preisgaben, mein ungeteiltes Interesse. Auch stellte ich überraschenderweise fest, nichts aber auch gar nichts über Aotearoa im Einzelnen oder Avenor im Besonderen gefunden zu haben. Es wirkte beinahe so, als existierte meine Heimat überhaupt nicht außer auf den Landkarten. Nichts zu seiner Geschichte. Nichts über die Menschen, die dort lebten. Alles drehte sich um Laurussia.

Vier lange Nächte verbrachte ich mit dem Studium. Dann hatte ich alles durchforstet. Und blieb enttäuscht zurück. Keine Informationen über den Großen Krieg. Kein Hinweis auf diese Lebensform namens „Skiavos“, die Patterson mehrfach in seinem Tagebuch erwähnt hatte. Nicht viel mehr über die Opreju. Nur der Hinweis auf Travorsa, die zweimal als „Insel der Opreju“ bezeichnet wurde. In diesem Zusammenhang fiel auch der Name eines merkwürdigen Landes, des „Landes der Sonnensteine“, in das die Xyn angeblich keinen Zugang hatte. Dennoch ging dort niemals das Licht aus, da Tausende von leuchtenden Steinen, so hell, dass ein Mensch bei ihrem Anblick erblinden würde, der Finsternis Einhalt geboten. In diesem sonderbaren Land lebte der „Rote Herrscher“, den die Opreju offenbar als Gottheit verehrten. An anderer Stelle stieß ich noch einmal auf den Roten Herrscher und den Hinweis über seine Vernichtung am Fluss Algon durch die „Ermeskul“.

Skiavos.

Roter Herrscher.

Ermeskul.

Sehr verwirrend. So vieles ergab keinen Sinn. Noch nie zuvor waren mir diese Namen zu Ohren gekommen. An sich wollte ich etwas über die Skiavos erfahren, kam bei der Suche nach Informationen über sie stattdessen in Berührung mit Bezeichnungen, die mir noch weniger sagten.

Dafür fanden sich Berichte über das Leben auf Vestan vor dem Exodus der Menschheit. Abhandlungen über einen Planeten namens Erde, dem angeblichen Ursprung der menschlichen Rasse. Sogar einige stark angegriffene Landkarten, die die fünf Landmassen der Erde zeigten. Wenig ließ sich noch entziffern. Begriffe wie „Africa“ und „Eurasia“ waren gut lesbar, von anderen Bezeichnungen, wie jenem aus zwei mächtigen Teilen bestehenden Kontinent, die mittels einer schmalen Landbrücke verbunden waren, existierten nur noch Fragmente. Ich glaubte jedoch „Septentrionalis“ und „Meridionalis“ herauszubuchstabieren.

Auch eine Karte von Vestan fand sich, die drei Kontinente aufwies, deren Namen ich deutlich lesen konnte: Rodinia, Laurentia, Pannotia.

Und dann natürlich die überwältigenden Zeichnungen des Sternenschiffs „Britannic“. Ich konnte mich gar nicht sattsehen an dieser überragenden Konstruktion, die mit nichts Ähnlichkeit hatte, was ich kannte. Ohne weiteres akzeptierte ich, mit einem Gefährt wie diesem durch das Weltall reisen zu können. Wenn überhaupt, dann damit!

Einzig und allein die gedruckte Zeittafel über die Besiedelung Gondwanalands mit exakten Datumsangaben enthielt wertvolle Informationen über die Anfänge der Kolonisation. Es sah alles so echt aus, so glaubhaft. Ich spürte meine Zweifel weichen. Was in den vergangenen Nächten geschehen war, ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Ich war ein neuer Mensch geworden, streifte eine alte Haut aus Lug und Trug ab. Was auch immer unter ihr zum Vorschein kommen mochte, eines war klar: ein Zurück gab es nicht mehr. Dieser Prozess war unumkehrbar. Noch begriff ich die Tragweite dieses Ereignisses nicht, aber etwas war in Bewegung geraten, der erste Stein ins Rutschen gekommen, ein kleiner nur, aber er genügte um einen unaufhaltsamen Erdrutsch in Gang zu setzen, der donnernd zu Tal gehen und alles mit sich reißen würde, was sich ihm in den Weg stellte.

Ich sah auf, als hätte mich ein Geist berührt. Verstand ich schon, was vor sich ging? Natürlich nicht. Ich befand mich noch ganz am Anfang, aber mir dämmerte es dennoch. Etwas Großes zog herauf.

Fröstelnd raffte ich die Decke fester um die Schultern, als mein Blick wieder auf die Karte fiel, die das Xyn-System darstellte. Sieben Planeten. Sieben statt

sechs. Ein unbekannter namens Pangäa hatte sich dazugesellt, von dem ich noch nie etwas gehört hatte, einer ehemals blau kolorierten Kugel von ungefähr der gleichen Größe Gondwanas. Deutlich kleiner als Oodis oder gar Tauri, der enorme Ringplanet, aber größer als Taran, Belfeg oder Itiko, die drei kleineren Gestirne des Xyn-Systems. Sieben Planeten... warum war er mir unbekannt? Wenn er existierte, wovon ich ausging, wieso hatte ich ihn noch nie am Firmament ausgemacht?

Die Antwort darauf dämmerte mir im nächsten Moment. Natürlich! Weil er mir nie gezeigt worden war. Der Nachthimmel wimmelte von unzähligen Sternen. Warum sollte nicht einer dieser blassen Lichtpunkte Pangäa heißen? Sehr wahrscheinlich sogar.

Müde und mit schweren Lidern löschte ich endlich die Kerze und streckte mich auf meiner Bettstatt aus. Die Dunkelheit tat den geschundenen Augen gut. Mir wurde erschreckend klar, nichts erfahren zu haben, was dabei hätte helfen können, etwas über Robs Aufenthaltsort herauszufinden. Eine ganze Woche war er nun schon fort. Vater hatte sich mehrfach erkundigt, ob ich nicht etwas wüsste, ob er am Ende nach Cape Travis verschwunden war, diesem Mädchen hinterher, in das er sich letzten Sommer verguckt hatte. Diese Erklärung erschien einleuchtend, und ich bestärkte ihn in diesem Glauben. Dennoch glaubte ich keine Sekunde daran. Mein Vater schien sich wenig Sorgen zu machen. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass sich sein ältester Sohn für einige Tage auf und davon gemacht hätte. Aber ohne sich abzumelden? Ohne ein Wort? Das passte nicht zu ihm.

Der herannahende Schlaf griff nach mir. Doch noch weigerte ich mich, ihm nachzugeben. Was sollte ich nur tun? Wie sollte ich Rob aufspüren? Mit jeder Stunde, die verging, wurde mir sein endgültiger Fortgang bewusster, fühlte ich immer eindringlicher, dass er nicht mehr zurückkommen würde. Konnte ich dann so einfach hier liegen und schlafen?

In jener Nacht glaubte ich endlich zu verstehen, warum mich jene Träume mit beunruhigender Regelmäßigkeit überfielen. Wieder stand mein Bruder im Mittelpunkt, er rannte wie ein Gejagter über endlos weite Wiesen. Ich sah sein vor Anstrengung verzerrtes Gesicht, das schweißnasse Haar, welches wirr an seinem Schädel klebte. Und schwarze Tränen, die in Strömen aus weit aufgerissenen Augen rannen.

Dann verlor er sich in der Entfernung, bis mir klar wurde, wie ein Vogel weit über ihm zu schweben, immer höher hinaufsteigend in ein grenzenloses Firmament. Am Horizont machte ich Berge aus, eine Gebirgskette mit hohen, schneebedeckten Gipfeln. Dahinter formte das Meer eine Bucht, die weit ins Land ragte. Dort an der Küste, umspült von eisgrauen Wellen, lag eine große Stadt, die von der Küste bis hinauf in die Berge reichte. Ein Meer aus schneeweißen Häusern. Ich flog direkt darauf zu, hatte Rob weit hinter mir gelassen. Die Wolken rissen auf und gleißende Sonnenstrahlen beleuchteten jene Stadt. Über sie hinweg schaukelnd sah ich nach unten, machte Einzelheiten aus, erkannte die schönen hellen Häuser zum größten Teil eingefallen, als hätte eine Naturkatastrophe das Gebiet erschüttert und Tod und Verderben gebracht. Dennoch wirkte sie so wunderschön erhaben und intakt, diese weiße Stadt, die sich von der See bis in die sie schützend umgebenden Berghänge hinzog.

Dann war der Moment vorüber, Wolken zogen auf und Regen fiel. Ich flog immer noch, aber jetzt wieder zurück, an einem breiten Flusslauf vorbei, der sich wie ein blaues Band durch das ebene, saftig grüne Land zog, und strich wieder über die schneebedeckten Kronen des Gebirgszuges. Ich sah Rob erneut laufen, auf das Gebirge zu. Wollte er es überqueren? Konnte ich ihn nicht aufhalten, ihn umdirigieren? Aber ich trieb an ihm vorbei, passierte ihn ohne bemerkt zu werden, und einen Flügelschlag später war er aus meinem Blickfeld verschwunden.

Die weiße Stadt! Als ich anderntags erwachte, hatte sich ihr grandioser Anblick tief und in allen schillernden Farben in die Erinnerung gegraben. Eine großartige Stadt, erbaut zwischen Bergen und Meer! Jetzt im hellen Morgenlicht erschien mir dieses Bild nicht mehr so fremdartig. Wo hatte ich es schon einmal gesehen?

Gedankenvoll kletterte ich aus meiner Schlafstatt und griff zielsicher nach einem dicken Bildband mit vielen gedruckten Fotografien. Tatsächlich! Da waren sie! Es handelte sich um die alte Hauptstadt Laurussias, handelte sich um Hyperion!

Mit wild klopfendem Herzen blätterte ich weiter, jedes einzelne Bild genauestens prüfend. Konnte es sein? Befand sich Rob auf dem Weg nach Hyperion? War dies der Hinweis, den ich mir erhofft hatte? Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr war ich davon überzeugt. Der Gedanke, ihm zu folgen, reifte innerhalb weniger Stunden von bloßer Idee zu wahrer Besessenheit. Ich musste es tun. Ich musste!

An diesem Nachmittag sprach ich endlich meinen Vater an. In seiner Werkstatt arbeitend fand ich ihn beim Ausbessern der von den heftigen Winterstürmen arg in Mitleidenschaft gezogenen Fensterläden auf. Vater war in dieser Hinsicht fabelhaft, ich bewunderte ihn für sein handwerkliches Geschick. Er war Zimmermann, Maurer, Tischler, Dachdecker, Steinsetzer und was weiß ich nicht noch alles in einer Person. Und er arbeitete akkurat wie kein Zweiter. Seine Qualitätsarbeit genoss guten Ruf in Stoney Creek. Sommers wie winters gab es für ihn immer zu tun. Das Fischen stellte nur einen Nebenerwerb dar, eine Art Zeitvertreib für seine beiden Söhne. Rob hatte kurz vor seinem Verschwinden noch mit dem Gedanken gespielt, sich ein eigenes Boot zu bauen und dann ganz und gar als Fischer zu verdingen. Die Vorstellung, meinen Lebensunterhalt auf See zu verdienen, früh am Morgen hinaus zu segeln, um abends mit reichem Fang zurückzukehren, gefiel mir ausnehmend gut. Zumal ich handwerkliche Fähigkeiten leider nicht vererbt bekommen hatte.

Mein Vater sah von seiner Arbeit auf. Die Sonne fiel durch das Fenster direkt auf ein vom Leben zerfurchtes Gesicht und zeichnete es schonungslos in allen Einzelheiten. Mir fiel erneut auf, wie schnell er alterte. Die Veränderungen, die Mutters Tod vor eineinhalb Jahren mit sich brachten, hatten tiefe Spuren in seinem schwermütigen Antlitz hinterlassen.

Wir beiden Kinder hatten von klein auf ein merkwürdig zurückhaltendes Verhältnis zu unserem Vater entwickelt, Rob vielleicht sogar ein noch ein ganzes Stück mehr als ich. Irgendwie war es uns nie gelungen, Zugang zu ihm zu finden. Ich spürte zwar instinktiv eine Art von verstümmelter Zuneigung, doch drückte sie sich zu keiner Zeit in für ein Kind begreiflicher Form aus. Früh fühlte ich mich von ihm lediglich geduldet, jedoch nie angenommen oder gar geliebt.



Liebe fanden wir dafür stets bei unserer Mutter, die sich – so schien es – doppelt Mühe gab, ihren beiden Söhnen ein nötiges Maß an Herzenswärme zukommen zu lassen.

Wir lernten zeitig, unseren Vater in Frieden zu lassen, ihn nicht in der Werkstatt aufzusuchen, in der er tagein tagaus bis spät in die Nacht arbeitete, ihn nicht zu bitten, uns mit aufs Meer oder auf die Jagd zu nehmen. So blieb er auf eigenartige Weise ein Fremder, ein Unbekannter, der zufälligerweise mein Vater war. Robert Schilt sr. jedoch tat alles für seine Familie, es mangelte nie an irgendetwas. Er sorgte aufopferungsvoll für uns alle, daran gab es keinen Zweifel. Womöglich stellte dies die einzige für ihn mögliche Form dar, seinen Kindern so etwas wie Wohlwollen zu zeigen.

Oft fragte ich mich, wie meine Mutter jemals etwas für ihn empfunden haben konnte, für ihn, der sich meiner Erfahrung nach außerstande sah Gefühle zu zeigen, geschweige denn sie in Worte zu fassen. Unsere Mutter gab uns stets die gleiche Antwort: „Es ist schade, wie wenig ihr euren Vater kennt. Er liebt euch beide sehr, so wie er mich liebt.“ Dann strich sie uns übers Haar und lächelte entrückt.

An dem Tag, an dem sie uns für immer verließ, war unser Vater genauso abwesend wie bei der Geburt seiner Söhne. Erst Tage nach ihrer Beisetzung tauchte er wieder auf und widmete sich wortlos noch intensiver seiner Arbeit, wenn das überhaupt möglich war. Ihren Namen erwähnte er nie wieder. Nur einmal habe ich ihn klagen hören, spät nachts, eingeschlossen in seiner Kammer. In jenem Moment hätte ich ihn gerne getröstet, den Schmerz geteilt. Undenkbar jedoch. Selbst wenn sich die Tür geöffnet und er in seiner Trauer vor mir gestanden hätte, würde ich es nicht geschafft haben, ihn in die Arme zu nehmen. Die unsichtbare Mauer zwischen uns erwies sich als unüberwindlich.

Vor wenigen Tagen, als ich ihm von Robs Verschwinden erzählt hatte, offenbarte sich ums andere Mal ihre unbezwingbare Höhe. Er schien es nicht einmal bemerkt zu haben. Noch weniger machte er sich offensichtlich Sorgen. Dinge wie diese hatten keinen Platz mehr in seiner Welt. Wären wir beide gleichzeitig auf und davon gewesen, er würde es wahrscheinlich erst nach Wochen realisiert haben. Weder ich noch Rob hatten jemals einen richtigen Platz in seinem Leben erobern können. Vor langem hatte ich es aufgegeben,

mich darum zu bemühen, geschweige denn, unseren Vater verstehen zu wollen.

Nun sah er mich an. Hobelspäne hatten sich in seinem salz- und pfefferfarbenen Haar verfangen, die Stirn glänzte vor Anstrengung. Er zeigte sich überrascht, mich zu sehen. Um diese Tageszeit war ich selten in der Nähe des Hauses. Vermutlich währte er mich eher beim Fischen oder bei der Verrichtung sonstiger Tätigkeiten, falls er je Gedanken daran verschwendete, wo sich seine Söhne überhaupt herumtrieben. Ich spürte genau, ihn zu stören. Er hingegen bemerkte meine Absicht, ihm etwas mitteilen zu wollen.

„Spuck es einfach aus!“ forderte er kurzerhand. Zuweilen gefiel mir seine barsche Art sogar.

Und ich spuckte es aus.

„Ich glaube, Rob ist auf dem Weg nach Laurussia.“

Die Augen des alten Robert Schilt verengten sich.

„Wie kommst du darauf?“

Jetzt kam der noch unglaublichere Teil.

„Ich habe nicht nur einmal davon geträumt.“ Noch während ich es sagte, bemerkte ich, wie töricht es klang. Ohne die Hintergrundinformationen, die ich wohlweislich verschwiegen hatte, musste es sich geradezu lächerlich anhören. „Ich fühle, dass es so ist.“

Mein Vater sah mich prüfend an. Unvermittelt wandte er sich ab und begann wieder zu hobeln.

„Und jetzt bist du gekommen, um mir zu sagen, du willst ihm nachgehen, habe ich Recht?“

Ich nickte.

„Du willst aufgrund eines simplen Verdachts das Tabu brechen?“ Mein Vater warf den Hobel krachend hin und sah auf. Er war unversehens wütend geworden. „Weißt du eigentlich, was du da sagst?“

Was auch immer ich mir von diesem Gespräch erwartet hatte – und es war beileibe nicht viel – eines war schnell klar: Mein Vater stellte sich gegen den Plan.

„Vielleicht kann ich ihn vorher aufhalten“, entgegnete ich sofort eifrig.

Mit seinem unnachahmlich autoritären Gesichtsausdruck, der mir von Kindesbeinen an Respekt eingeflößt hatte, sprach mein Vater: „Robert ist ein gescheiter Kerl. Er weiß um das ungeschriebene Gebot, keinen Fuß in das Reich der Opreju zu setzen. Nur ein Wahnsinniger würde dies tun. Ich bin überzeugt, dass es bei ihm nicht so ist. Wie ist das bei dir? Bist du wahnsinnig, Jack?“

Mit gesenktem Blick verneinte ich.

„Dann schlag dir diese Dummheiten aus dem Kopf!“ Er ergriff sein Werkzeug und machte sich wieder an die Arbeit. „Nun geh, ich habe zu tun und kann mich nicht mit diesen Schwachheiten herumschlagen.“

Die Reaktion meines Vaters enttäuschte zutiefst. Niemals hätte ich erwartet, wie widerstandlos er das Verschwinden seines ältesten Sohnes hinnahm, die Ehrfurcht vor einem jahrhundertealten Tabu über sein Schicksal stellte.

Seit Ende des Großen Krieges hatten mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Menschen den Skelettfluss überquert, den Zadarkanal durchfahren oder sonstwie gegen das unantastbare Gebot verstoßen – doch eine Invasion der Opreju war ausgeblieben.

Fast dreihundertfünfzig Jahre lag das Gefecht von Cape Travis zurück, der letzten blutigen Auseinandersetzung zwischen Menschen und Opreju. Die Wiederbesiedelung des südlichen Aotearoa, eines der Hauptkriegsplätze, war nur stockend in Gang gekommen. Seit Ende des Großen Krieges gab es keine gesicherten Berichte mehr über eine Anwesenheit der Opreju in Aotearoa, war kein Mensch mehr mit diesen Wesen in Berührung gekommen. Womöglich gab es die Opreju, die für mich gewissermaßen ins Reich der Phantasie gehörten, gar nicht mehr. Vielleicht hatten sie sich schon vor hundert Jahren gegenseitig ausgerottet, und wir Menschen fürchteten uns trotzdem noch immer vor ihnen, ängstigten uns möglicherweise nur noch vor unserer eigenen Unwissenheit. Genauer darüber nachdenkend empfand ich es plötzlich als eine Art Berufung, herauszufinden, ob es nicht an der Zeit war, mit uralten Verboten und Tabus aufzuräumen.

Krister stand sofort auf meiner Seite, eine Tatsache, die mich mächtig freute. Er war mit Sicherheit kein Fantast, dennoch glaubte auch er an einen Zusammenhang zwischen Robs Verschwinden und meinen nächtlichen Heimsuchungen. Meinen Verdacht teilte er rückhaltlos. Oder war es die reine Abenteuerlust, war es das Wissen, eine wenn auch schwache Legitimation in den Händen zu halten, das alte Tabu zu brechen?

Sein Vorschlag, das Boot zu nehmen, um mit dessen Hilfe Hyperion anzusteuern, erschien mir erstklassig. Die Reise über die Tethys würde uns bei gutem Wetter und günstigem Wind den beschwerlichen Fußmarsch durch ganz Aotearoa ersparen und darüber hinaus viele Tage an Zeitgewinn bringen. Zwar hing unsere wirtschaftliche Existenz mitnichten vom Fischfang ab, mir war dennoch nicht wohl bei dem Gedanken, das Boot meines Vaters für dieses Vorhaben zu „borgen“, wie Krister es nannte. Natürlich konnte man das Ganze auch aus anderem Blickwinkel betrachten. Mit Robs und meinem Ausscheiden gab es in der Familie niemanden mehr, der Fischfang betrieb, demzufolge auch der Kahn dem Vater keinen Nutzen brachte. Dennoch, irgendetwas störte mich an all dem. Ich konnte das Boot nicht ohne Erlaubnis entwenden, es käme mir wie Diebstahl vor.

„Das ist Blödsinn“, hielt mir Krister sogleich entgegen. „Er bekommt es doch wieder zurück. Es steht ihm nur für einen gewissen Zeitraum nicht zur Verfügung.“

„Ich kann das nicht verantworten.“

„Und was ist mit Rob? Mit jedem Tag den wir warten, werden die Chancen geringer ihn einzuholen. Kannst du das verantworten?“

Ich blickte meinen guten Freund unverwandt an. Seine kühlen blauen Augen waren eindringlich auf mich gerichtet. Er machte es mir nicht leichter, wenn er mich vor die Wahl stellte, zwischen Rob und meinem Vater zu entscheiden.

„Aber wenn es dich beruhigt, kann ich dafür sorgen, dass das Boot nach unserer Ankunft in Hyperion sofort wieder zurücksegelt“, fügte er hinzu. „Das würde für deinen Vater nur einen Ausfall von drei Wochen bedeuten. Vielleicht sogar weniger.“

Das hieße, eine vierte Person einzuweihen, etwas, das ich unter allen Umständen vermeiden wollte.

„Und an wen denkst du?“ fragte ich ihn betont nebensächlich. Ich war sicher, er meinte Scott Adair.

„An Luke natürlich.“

„Wie bitte?“ Er hatte mich überrascht. Einen Taubstummen ins Vertrauen zu ziehen, hätte ich mir vielleicht noch gefallen lassen. Aber Luke? „Dir scheint nicht ganz klar zu sein, was vor uns liegt. Wir können uns keinesfalls noch mit deinem kleinen Brüderchen belasten.“

„Jetzt hör mal zu, Jack! Mir ist sehr wohl bewusst, auf was wir uns einlassen. Luke ist ein hervorragender Bootsmann, er weiß sehr wohl, wie er mit einem Segler umzugehen hat. Wir reisen zu dritt bis nach Hyperion, wo wir von Bord gehen. Luke wird dann alleine wieder zurücksegeln. Ich sehe da nicht das geringste Problem. Wir erreichen Hyperion in Rekordzeit, und das Boot steht deinem Vater in ebensolcher wieder zur Verfügung. Wenn wir Rob gefunden haben, kehren wir auf dem Landweg zurück.“

„Krister, das ist kein Abenteuerausflug an die December Bay. Auf den Seeweg nach Laurussia haben sich meines Wissens die letzten fünfzig Jahre keine Menschen mehr gewagt, jedenfalls keiner aus Stoney Creek. Ich bin nicht einmal sicher, ob ich mir selbst eine gefährliche Reise wie diese zutrauen darf. Eines aber weiß ich ganz genau: mit deinem kleinen Bruder im Schlepptau darf ich es ganz gewiss nicht.“

„Woher willst du das wissen?“ warf mir Krister entgegen. Ich wollte sofort etwas erwidern, doch unterbrach er mich mit einer unwirschen Handbewegung.

„Du kannst das Boot natürlich auch irgendwo in der Hyperion Bay zurücklassen und hoffen, es irgendwann später wieder intakt vorzufinden, falls wir jemals wieder dorthin zurückkehren.“

Ich sagte nichts. Krister spürte meine Unentschlossenheit und fuhr mit versöhnlicher Stimme fort: „Luke kann uns durchaus sehr nützlich sein. Er ist der beste Botaniker, der mir je unter die Augen gekommen ist. Er kennt Pflanzen beim Namen, von deren bloßer Existenz ich nicht die geringste

Ahnung habe. Und er weiß vor allem, welche genießbar sind und welche man besser nicht anrührt. Verstehst du?“

Ich schüttelte beharrlich den Kopf.

„Du willst nur nicht verstehen. Hast du dir schon einmal Gedanken darüber gemacht, von was wir uns in den bevorstehenden Wochen ernähren wollen? Willst du nur Kaninchen und Skirrets fressen, bis dein Zahnfleisch fault? Grünzeug, Jack. Sagt dir das wirklich nichts?“

Okay, ein Punkt für Krister. Natürlich konnten wir uns nicht nur von Fleisch ernähren. Eine Thematik, der ich in der Tat wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Und mit Pflanzen hatte ich wirklich wenig am Hut. Alles essbare Grünzeug kultivierten die Bauern Stoney Creeks auf den Feldern östlich und westlich der Siedlung. Von den wilden Arten, die für eine Mahlzeit gut waren, wusste ich so gut wie nichts.

„Gut, Lukas hat den grünen Daumen. Und was weiter?“

„Er ist ausdauernd und kein Schwächling. Ich meine, du kennst ihn doch einigermaßen. Einen naturverbundeneren Menschen habe ich noch nicht getroffen. Und er ist zuverlässig. Wenn ich ihm sage, er soll dein Boot unverseht zurückbringen, wird er es tun. Außerdem besteht keinerlei Veranlassung, ihn in die ganze Geschichte einzuweißen. Warum wir Rob in Hyperion vermuten, geht ihn ja nun wirklich nichts an.“

Nachdenklich geworden nickte ich.

Lukas...

Obwohl er bereits seit Jahren bei Krister lebte, waren weder meine noch Robs Kontakte zu ihm erwähnenswert. Bei keiner unserer Unternehmungen war er je dabei gewesen, weder beim Fischfang noch auf der Moajagd. An Bootsfahrten hinüber nach Kap Aló, das bereits zu Cimmeria gehörte, oder quer durch die December Bay bis hinein in das aufregend verwinkelte Flussdelta des Angara River, um dort Stamarinas nachzustellen, hatte er kein einziges Mal teilgenommen. Er war eben immer „zu klein“ dafür gewesen.

Krister selbst sprach selten über den Stiefbruder, der seit dem Tod der leiblichen Eltern erst bei den Bergmarks und später bei Krister lebte. Alles, was

er mir erzählt hatte, betraf den mysteriösen Tod des Vaters (er verschwand spurlos beim Fischen vor Geirfuglasker) und den darauf folgenden Selbstmord der Mutter, die den Verlust ihres Mannes nicht verkraftete.

Wären die Schilts und die Bergmarks direkte Nachbarn gewesen, hätte das ganze schon aufgrund der räumlichen Nähe sicherlich anders ausgesehen. Doch waren wir bereits als Kinder nie in die jeweils andere Familie integriert, eine in der Tat eigenartige Konstellation, wenn man einmal genauer darüber nachdachte, die sich auch im Laufe unserer späteren Jugend nicht veränderte. Krister war der einzige von den Bergmarks, den ich gut kannte. Er war (abgesehen von Mats Sevenster) Robs bester Freund, und da ich schon früh viel Zeit mit meinem Bruder verbrachte, entwickelte sich auch zwischen mir und Krister Bergmark eine Freundschaft, die sich mit zunehmendem Alter mehr und mehr vertiefte. Selbst seine jüngere Schwester Britt-Marie blieb mir relativ unbekannt.

Ich erklärte mich also einverstanden, mir das Ganze durch den Kopf gehen zu lassen. Krister wollte Lukas natürlich auch erst einmal fragen, doch las ich in seinem Gesicht, die Antwort jetzt schon zu wissen.

Am frühen Abend marschierte ich rüber zu Kristers Haus und traf ihn auf halbem Weg am Waldrand beim Holzhacken. Ich hatte ihn noch einmal alleine sprechen wollen, bemerkte aber Lukas in seiner Nähe, der bei der Arbeit half. Eine Weile beobachtete ich die beiden. Auf die gleiche verwirrende Weise, in der ich vor wenigen Stunden das Älterwerden meines Vaters bemerkt hatte, stellte ich nun fest, wie sehr sich Lukas entwickelt hatte. Das war kein Junge mehr, der kurz herübersah und dann das Beil kraftvoll sinken ließ. Nein, er war ein Mann geworden, verfügte annähernd über meine Größe. Er trug die gleichen Klamotten wie Krister, ein kupferbraunes Oberteil aus gefärbtem Leinen, hier und da abgewetzt und eingerissen, dazu Hosen neuerer Fertigung aus gleichem Stoff und in annähernd derselben Farbe, die ihm bis knapp über die Knie reichten und den Blick auf ein Paar muskulöser Beine freigab. Seine Füße steckten in ausgetretenen Schuhen aus Mamoraleder, die bessere Tage gesehen hatten.

Wieder fiel mir auf, wie kurz er sein dunkelblondes Haar trug. Es gab nur wenige Männer in Stoney Creek mit kurz geschnittenem Haar, Lukas Eastley gehörte zu dieser kleinen Gruppe.

Wir gaben uns die Hand. Sein Griff war fest und stark wie der eines erwachsenen Mannes. Seine Augen, stechend blau wie Kristers und annähernd auf gleicher Höhe wie die meinen, hielten dem direkten Blick stand, doch zogen sich seine schmalen Augenbrauen einen Tick zu früh nach oben, was geschickt getarnte Aufregung vermuten ließ. Dann lächelte er, das entwaffnende Lächeln eines Jungen im Gesicht eines erwachsenen Mannes.

„Hallo, Lukas“, begrüßte ich ihn. „Ich nehme an, Krister hat dich bereits darüber aufgeklärt, was wir vorhaben?“

Luke nickte unbestimmt. Ich hatte irgendein Zeichen von ergreifender Erregung, romantischen Phantasien, berauscher Abenteuerlust erwartet – doch nichts davon. Sein Gesichtsausdruck blieb überraschend neutral.

„Alles ist besser als hier zu bleiben“, erklärte er sich knapp.

Ich musterte ihn noch einmal genau. Vor mir stand ein kräftiger junger Mann von achtzehn Jahren, in dessen Gesicht sich die stetig verblässende Existenz der untergehenden Kindheit widerspiegelte. Eine kuriose Mischung, die mich ansprach. Doch in seinen Zügen lag noch etwas anderes, vor allem jetzt, wo sein Lächeln verschwand. Da war sie wieder, diese tiefe Traurigkeit, jene unbeschreibliche Schwermut, die um ein Vielfaches besser in das Antlitz eines alten, vom Leben gezeichneten Menschen gepasst hätte und nicht in eines, das an der Schwelle zum Erwachsenendasein stand. Womöglich hielt mich gerade dieser Widerspruch von einer Freundschaft mit Lukas Eastley ab. Wir stießen einander einfach ab, selbst mit gutem Willen bezweifelte ich, jemals gut mit ihm auskommen zu können. Dazu waren wir wohl einfach zu unterschiedlich gepolt.

„Was ist an Stoney Creek so schlecht?“ wollte ich von ihm wissen.

„Alles.“ Die Antwort kam ohne zu zögern, pure Melancholie spiegelte sich in plötzlich verletzt wirkendem Blick. „Jeder Tag hier ist wie der andere. Ich freue mich, für einige Zeit wegzukommen.“

„Wenn dein Leben hier so wenig Sinn macht, warum gehst du nicht fort? Vielleicht findest du drüben in Cape Travis das, wonach du suchst.“



Er sah mich völlig blank an, bevor seine Antwort kam. „Ich glaube nicht, etwas zu suchen. Ein Suchender würde etwas finden wollen. Wenn es hier etwas zu finden gäbe, hätte ich es sicherlich schon gefunden.“

Schwerer Tobak. Ich nickte ihm heuchelnd Verständnis zu, begriff aber kein Wort von dem, was er sagen wollte. Luke schien mein innerliches Zögern zu spüren, er kehrte sofort zum ursprünglichen Thema zurück.

„Krister berichtete bereits, dass du dich auf die Suche nach Rob machen willst. Das finde ich gut. Ich freue mich darauf, euch bis Hyperion zu begleiten. Dein Boot ist bei mir in guten Händen. Ich kann euch in allem unterstützen.“

Keinerlei Skrupel, das Tabu zu brechen. Es bestätigte mich zwar auf der einen Seite, doch wollte ich es nicht so widerspruchslos hinnehmen. Immerhin hatte er ein Recht darauf, zu erfahren, was möglicherweise vor ihm lag.

„Wir werden das Tabu brechen müssen, das uns verbietet, den Zadarkanal zu durchqueren, bist du dir dessen bewusst? Dafür wird man uns hier vielleicht ächten, uns womöglich eine Rückkehr nach Hause verwehren. Wenn es denn eine Rückkehr geben wird. Jenseits des Skelettflusses wird der Tod überall auf uns lauern, nur auf einen Fehler warten, um zuzuschlagen. Du wirst viele Tage und Nächte mutterseelenallein reisen, wenn Krister und ich in Hyperion von Bord gegangen sein werden. Traust du dir das zu? Hast du davor keine Furcht?“

Luke lächelte unbeeindruckt das gelassene Schmunzeln eines Kindes, welches man trotz besseren Wissens noch immer mit Schauergeschichten einzuschüchtern beabsichtigte.

„Deine Worte schrecken nicht“, entgegnete er. „Aber ich sage dir etwas. Ich freue mich auf diese Herausforderung. Wie oft habe ich hier schon die Möglichkeit, mich in Gefahr zu bringen?“

Ich lächelte überheblich, als wüsste ich, was vor uns lag.

„Vielleicht werden wir im Reich der Opreju unser Ende finden. Es wird keine Spazierfahrt werden, ich hoffe, das ist dir klar.“

Mit so etwas konnte man Luke wohl kaum beeindrucken.

„Der Tod macht mir keine Angst, ich betrachte ihn als einen immerwährenden Begleiter, vor dem Furcht zu haben sinnlos ist. Mich schreckt viel eher das Leben.“

Diese harschen Worte kamen aus seinem Mund, als stellten sie etwas Alltägliches dar, als beschäftigte er sich ständig in Gedanken damit. Wieder etwas, das mich abstieß. Er sah mich abwägend an, womöglich um herauszufinden, wie seine Worte wirkten. Doch ich verzog keine Miene, als wartete ich auf mehr. Und er sollte mich nicht enttäuschen.

„Soweit ich verstanden habe, besteht meine Aufgabe im Wesentlichen nur darin, das Boot wieder zurückzubringen. Das gedenke ich zu tun. Warum sollte man mich dafür ächten oder ausstoßen? Selbst wenn“, und er machte sich keine Mühe, den Spott in der Stimme zu verbergen, „es ängstigt mich nicht im Geringsten.“ Doch mit dem Spott kehrte auch unüberhörbar die Schwermut zurück. Konnte man guten Gewissens alles auf das Trauma des frühen Verlustes der leiblichen Eltern zurückführen? Etwas anderes erschien mir unwahrscheinlich. Stellte Todessehnsucht seine Triebfeder dar? Hieß er die Möglichkeit willkommen, auf der Tethys oder irgendwo in Laurussia sein junges Leben zu verlieren? Das war wohl absurd. Wenn er sich wirklich nach dem Tod sehnte, gäbe es unzählige Möglichkeiten, sich hier in Stoney Creek das Leben zu nehmen, warum also dazu in die Ferne ziehen?

„Ich werde darüber nachdenken“, schloss ich unser Gespräch.

Luke sah mir noch einmal unverblümt in die Augen, ein beinahe starrer Blick, als duldete er keine Widerrede. Dann setzte er ein lässiges Lächeln auf und meinte: „Ich bin bereit. Wenn du es auch bist.“

„Davon kannst du ausgehen.“ Ich reichte ihm die Hand zum Abschied. Er ergriff sie ohne zu zögern. Dann wandte er sich zu Krister um, der ihm auf die Schulter klopfte, nickte ihm zu und machte sich in Richtung Küste auf den Weg. Krister und ich sahen ihm eine ganze Weile nach. Luke warf keinen Blick mehr hinter sich.

„Er ist und bleibt ein ungewöhnlicher Bursche“, resümierte ich endlich.

Krister nickte zustimmend. „Daran hat sich nichts geändert. Ich habe gelernt, ihn anzunehmen, wie er ist. Man kann sich auf ihn felsenfest verlassen. Das ist seine beste Eigenschaft. Du hast aber auch ganz schön dick aufgetragen, Jack.“

„Ja, vielleicht. Kannst du mir sagen, warum Lukas sein Haar immer so kurz geschnitten trägt? Es sieht so albern aus.“ Ich hatte es eigentlich nicht erwähnen wollen, tat es aber dennoch.

„Er heißt Luke“, verbesserte Krister geduldig.

Ich quittierte diesen Einwurf mit leicht angesäuertem Blick.

„Wer schneidet ihm denn ständig das Haar? Er sieht immer aus wie ein geschorenes Schaf.“

Krister neigte den Kopf leicht zur Seite. Ein kurioser Ausdruck spielte um seine Lippen. „Ich weiß nicht, warum dich das interessiert, aber gut. Luke ist sein eigener Bader.“

„Sehr ungewöhnlich“, fand ich.

„Ja, nicht allgemein üblich. Nichts Außergewöhnliches mehr für mich. Ganz im Vertrauen, Jack, du hättest auch mal wieder einen Haarschnitt nötig.“

Ich lachte. „Nein danke. Reine Zeitverschwendung. Sollte mich mein Haarwuchs irgendwann unterwegs stören, kann ich ja Lukas bitten, mich davon zu befreien.“

Krister kniff das rechte Auge zu. „Auch wenn du es geschickt verbirgst, Jack, ich erkenne die Ironie in deiner Stimme sehr wohl.“

Mit dem Anflug eines Grinsens erwiderte ich: „Fühlst du dich wirklich noch immer für ihn verantwortlich? Er wirkt so selbstsicher und... ja, irgendwie so, als benötigte er eigentlich keinen Aufpasser mehr.“ Blitzschnell wechselte ich das Thema und erwischte Krister eiskalt. „Was ist eigentlich mit Sava?“

Die Antwort kam viel zu schnell.

„Sie weiß, wie wichtig es ist, Rob zu finden. Sie würde sich niemals zwischen ihn und mich stellen. Rob benötigt meine Hilfe, Sava versteht das.“ Der Blick zu Boden verriet die Unaufrichtigkeit. „Glaubst du, du könntest es mit Luke versuchen? Wenn ich nicht genau wüsste, es ihm zutrauen zu können, bliebe er

hier. Ich hatte auch schon an Scott gedacht, aber er hat genug damit zu tun, seine eigene Familie durchzubringen. Außerdem weiß ich, wie sehr er das Tabu fürchtet.“

Wie schnell Krister das Thema gewechselt hatte.

„Ich habe gar keine andere Wahl, oder? Eigentlich bin ich dir ja sogar dankbar, immerhin stammt die Idee von dir. Ich gebe zu, es ist mir erheblich wohler bei dem Gedanken, das Boot nicht zu entwenden sondern nur für einen gewissen Zeitraum auszuleihen. Ich weiß doch selbst sehr wohl, wie gut Lukas... also gut, Luke, mit einem Segler umgehen kann.“

Da beschloss ich, das Wagnis einzugehen und ihn mitzunehmen. Spätestens nach der Ankunft in Hyperion würde er das Boot übernehmen und alleine nach Stoney Creek zurücksegeln, sollten wir Rob dort nicht auffinden und seine Verfolgung zu Fuß aufnehmen müssen. Überraschend schnell schien nun alles geklärt. Es gab keinen Grund, noch länger zu zögern.

Wir warteten Westwind ab, der nicht allzu lange auf sich warten ließ. Am Vorabend des letzten Tages des vierten Monats im Jahre 622, dem 40. April, legten Krister und ich die Abreise auf den kommenden Morgen fest, den 1. Mai. Ebros, einer der beiden Monde Gondwanas, prangte am nächtlichen Himmel wie ein riesiges Rad aus gelbem Käse. Keine Wolke zeigte sich. Die helle Aura des Trabanten überstrahlte jeden Stern in seiner unmittelbaren Nähe, die ersten Sternbilder, die ich ausmachte, befanden sich nahe am Horizont. Einst wusste ich ihre Namen, doch irgendwann waren sie mir entfallen. Ob es sich bei einem dieser vielen Lichtpunkte um Pangäa handelte?

Krister verbrachte die letzte Nacht verständlicherweise mit Sava. Luke würde damit zu tun haben, sein Bündel für die Reise zu schnüren. Nur ich wusste nicht genau, wohin ich sollte. Ich verspürte kein sonderliches Verlangen, nach Hause zurückzukehren, um meinem Vater ins Gesicht zu lügen. Mein Verschwinden gegen seinen ausdrücklichen Wunsch würde ihn morgen genauso in Rage bringen wie etwaige vorweggenommene Ehrlichkeit am Abend zuvor. Also wollte ich es ihm gar nicht sagen. Meine Sachen waren bereits gepackt, alles was es noch zu tun gab, war, sie aus der Kammer zu holen. Natürlich wollte ich mir noch eine ordentliche Mütze Schlaf gönnen, immerhin würde ich für die

kommende Zeit auf ein weiches Bett verzichten müssen. Dennoch zögerte ich, zeitig heimzukehren.

Ich wartete den Einbruch der Nacht ab und stahl mich dann wie ein Einbrecher ins Haus. Erwartungsgemäß war Vater wie immer früh zu Bett gegangen. Kein Laut war vernehmbar, als ich die knarrende Stiege nach oben in meine Kammer nahm und die Türe leise hinter mir schloss. Im Schein einer Kerze überprüfte ich abschließend das Gepäck, welches mir erneut zu schwer vorkam. Daraufhin entfernte ich die zweite Garnitur Hosen und eines der drei Ersatzhemden. Dafür verstaute ich zwei weitere Feuersteine, eine zusätzliche Fackel, ein paar Meter Seil. Tief in Gedanken versunken nahm ich auf dem Bett Platz, prüfte ein weiteres Mal die neue Sehne des Bogens und steckte noch zwei frisch gefertigte Pfeile in den Köcher. Alles was ich auf die große Reise mitzunehmen gedachte, passte entweder in den Rucksack oder ließ sich zumindest an ihm befestigen. Es erschien mir wichtig, stets beide Hände freizuhaben.

Hellwach legte ich mich endlich aufs Bett. Aufregung breitete sich warm im Magen aus. Schwere Gedankentiefe ließ mich aber nicht zur Ruhe kommen. Die letzte Nacht im eigenen Bett versprach keine erholsame zu werden. Irgendwie muss es mir dann doch gelungen sein, einige wenige Stunden Schlaf zu finden, denn als ich die Augen aufschlug, zwitscherten bereits die ersten frühen Vögel. Kühler Wind drang durch das Fenster und spielte sacht mit dem leichten Stoffvorhang. Der Raum lag noch in tiefer Dunkelheit. Mit einem Ruck war ich wach, sprang aus dem Bett und warf einen Blick nach draußen. Über den Hügeln im Osten machte sich bereits der erste Schimmer des beginnenden Tages bemerkbar. Bevorstehender Abschied erfüllte mein Herz mit einer berausenden Mischung aus dumpfer Wehmut und pulsierender Erregung, von der ich nicht wusste, ob sie mir gefiel oder nicht. Jetzt, so unmittelbar vor dem Aufbruch, wünschte ich mir, meinen Vater eingeweiht zu haben. Das Wissen, es ihm sowieso nicht begreiflich machen zu können, tröstete über den Anflug von Sentimentalität hinweg.

Rasch kleidete ich mich an, rollte die Decke zusammen und machte sie an der Unterseite des Rucksacks fest, den ich zusammen mit Bogen und Köcher anlegte. Nicht eben wenig Gewicht, das ich auf dem Rücken zu transportieren gedachte. Mein Blick fiel auf den eisernen Stab. Sollte ich oder sollte ich mich nicht mit ihm belasten? Als Schlagwaffe war er ideal, keine Frage. Womöglich

leistete er noch gute Dienste, wer wusste schon, was vor uns lag? Allerdings würde ich ihn ständig in der Hand tragen müssen. Doch da es sich um ein Leichtgewicht handelte, fällte ich kurzerhand den Entschluss, ihn mitzunehmen. Sollte er hinderlich werden oder sich als wenig nützlich erweisen, konnte ich ihn überall zurücklassen.

Ungefrühstückt und so leise wie möglich schlüpfte ich hinaus. Das Knirschen des Kieses unter den Sohlen meiner neu gefertigten Stiefel hörte sich in der Totenstille, die über dem schlafenden Dorf lag, ohrenbetäubend an. Die Luft, kühl und feucht, ließ mich frösteln, als ich noch einmal innehielt und einen letzten Blick auf das Haus zurückwarf, in dem ich lebte, seit ich denken konnte und dessen schwarze Silhouette sich deutlich vom klaren Grau des frühen Morgenhimmels abhob. Natürlich hatte ich es im Laufe meines Lebens schon mehrfach für gewisse Zeitabschnitte verlassen, war aber bisher stets zurückgekehrt. Dessen war ich mir nun nicht mehr so sicher.

Erstmals beschlich mich das Gefühl, dass es sich hier und heute um einen Abschied ohne Wiederkehr handeln könnte. Die Konsequenzen meiner Entscheidung, Rob zu folgen, schienen erst jetzt real und greifbar zu werden. Welch ein Schock musste es für Vater sein, so plötzlich, innerhalb kurzer Zeit, ohne beide Söhne auskommen zu müssen? Selbstverständlich hatten mich Grübeleien wie diese schon vor Tagen geplagt, als der Gedanke reifte, Robs Verschwinden nicht tatenlos hinnehmen zu wollen. Jetzt wo es darum ging, den Plan in die Tat umzusetzen, kam ich mir wie ein Schwein vor, ohne ein Wort zu entschwinden. Für einen beunruhigend langen Moment glaubte ich, es nicht übers Herz bringen zu können. Dann wandte ich mich um und marschierte mit entschlossenem Schritt los.

Zwei dunkle Gestalten warteten bereits am verabredeten Treffpunkt, am Rande der Felder von George Adema, am Kiesweg hinunter zum Meer, wo das Boot lag. Sie entpuppten sich erwartungsgemäß als Luke und Krister. Wir begrüßten uns, als hätte keiner erwartet, den anderen hier vorzufinden.

„Wir tun es also wirklich“, erwiderte Krister meinen Gruß. Wir gaben uns die Hand. Luke folgte nur kurz zögernd seinem Beispiel.

Da standen wir nun wie eine kleine Gruppe Verschwörer, belastet mit dem Wissen, drauf und dran zu sein etwas zu tun, was den Zorn der ganzen Bevölkerung Avenors und darüber hinaus auf uns ziehen konnte. Jetzt war ich

mir nicht mehr so sicher. Waren wir nicht tatsächlich komplett geistesgestört, das alte Tabu brechen zu wollen, das Avenor vor einer neuerlichen Invasion der Opreju schützte? Dennoch gab es nun keine Umkehr mehr, und hätte es eine gegeben, ich würde sie missachtet haben. Rob tatenlos im Stich gelassen zu haben würde ich mir niemals verzeihen können. Es würde wie ein Stigma bis zum Ende meiner Tage an mir haften und jeden neuen Morgen meines Lebens vergiften.

„Natürlich tun wir es!“ stellte ich bestimmt fest, auch wenn meine Stimme flackerte. „Gab es daran Zweifel?“

„O ja. Mehr als genug. Aber ich bin überzeugt von der Richtigkeit unseres Vorhabens. Ich weiß, wir tun nichts Unrechtes.“

Ich konnte Krister nur beipflichten.

„Dann geht es also jetzt los?“ Luke gelang es nur schwer, seine Aufregung zu verbergen. Doch um ehrlich zu sein, auch ich war bis in die Haarspitzen ergriffen von schwer zu beschreibender Unruhe. Was auch immer vor uns lag, es sollte jetzt beginnen.

Der erste Teil der Reise führte bei weitem noch nicht ins Unbekannte und sollte uns über die Insel Auckland an die Nordspitze von Cape Longreach bringen, wo wir eine Nacht zu verbringen gedachten. Das Felsenkliff des Kaps, durchlöchert wie ein Käse, würde uns angenehm als Lager dienen. Darüber hinaus kannte Krister dort von einer seiner zahllosen Erkundungen einen natürlichen Hafen (erreichbar durch eine Art Kanal, der die offene See mit einer Lagune verband, die weit ins Landesinnere reichte), der als erstklassiger Landungsplatz nutzbar war. Das Boot musste vor allem nachts gut gesichert sein. Nicht auszudenken, sollte es uns abhandenkommen. Wenn alles glatt verlief, der Wind nicht drehte und das Wetter sich hielt, würden wir am späten Nachmittag des morgigen Tages schon dort sein. Kristers Erzählungen nach wimmelte die seichte Lagune nur so von Yanduras, einer schmackhaften Krustentierart. Schon der Gedanke an den köstlichen Geschmack des Fleisches war es wert, die Lagune anzusteuern.

Wir warfen unser Gepäck ins Boot, das leise schaukelnd an seiner Anlegestelle schlummerte. Krister und Luke sprangen hinein. Ich löste die Leine, warf sie hilfreichen Händen an Bord zu und schob unser Gefährt ein Stück in die See hinaus, bis mir das Wasser der kühlen Tethys zum Bauch reichte. Dann zog ich

mich an der Bordwand hoch. Krister hantierte bereits mit dem Segel herum. Ich übernahm den Platz am Heck (und damit das Ruder) und zum unzähligen Mal verließen wir Stoney Creek in nordöstlicher Richtung, als befänden wir uns auf dem Weg zur Tiefen Rinne, zu den Fischfanggründen zwischen den Inseln Auckland und Radan. Doch unsere Route sollte sich schon kurz nach Verlassen der Bucht ändern. Krister und ich waren uns einig, so nahe wie möglich an der Küste nach Osten hin zu schippern, bis zur Meerenge von Heliers, wo Auckland dem Festland zum Greifen nahe kam. Dort wollten wir wieder nordöstlichen Kurs auf die offene See einschlagen, hart an Wanaka vorbei direkt auf Geirfuglasker zu. Cape Longreach würde dann schon in Sichtweite sein.

Ich steuerte das Boot in den Wind. Das Segel blähte sich und wir setzten uns ruckartig in Bewegung, etwas zu plötzlich für einen erfahrenen Bootsmann, doch die Abenteuerlust hatte jetzt auch mich gepackt. Das Ruder fest im Griff nahm der Kahn rasch Fahrt auf. Meinen Blick zurück auf die Küste gerichtet, auf das immer kleiner werdende Stoney Creek, das schon bald verblasste und sich zu bloßer Ahnung reduzierte, nahm ich Abschied.

Bei besseren Lichtverhältnissen wären einzelne unverwechselbare Merkmale dieses Küstenabschnittes, den ich wie keinen anderen kannte, sicherlich länger sichtbar gewesen. Obwohl der Himmel im Osten deutliche Signale der bald aufgehenden Sonne sandte, ruhte Stoney Creek noch schlafend im Schatten der allmählich zurückweichenden Nacht. Nicht mehr lange und ein neuer Morgen würde anbrechen und mit ihm das Tagwerk Hunderter rechtschaffender Menschen beginnen. Menschen, die wir mit unserem Vorhaben womöglich in große Gefahr brachten. Ich zwang mich, nicht mehr zurückzublicken, sondern nur noch nach vorne, hinaus auf die offene Tethys.

Wie beruhigend sich wieder auf dem Meer zu befinden. Es begrüßte mich wie einen alten Freund, einen Vertrauten. Zufrieden spürte ich, wie sich tiefe Ruhe auszubreiten begann, willkommene innere Stille, welche mich stets dann erfüllte, wenn ich ringsum von Wasser umgeben war. Ich hatte zwar mein Zuhause verlassen – an baldige Heimkehr nicht glauben wollend – doch empfing mich die See ein ums andere Mal nicht wie einen Fremden. Nein, ich kehrte heim zu ihr, sie spendete den nötigen Trost, der den Verlust der eigentlichen Heimat vergessen machte. Die tiefe Liebe zur See erfüllte mich ein ums andere Mal bis in den letzten Winkel meiner Existenz.



Wir erreichten Point Oloth, eine weit ins Meer ragende Landzunge am östlichen Ende der Bucht. Stoney Creek verschwand endgültig aus unserem Blickfeld. Krister und ich sahen einander an. Wir verstanden, ohne ein Wort aussprechen zu müssen. Ein wichtiger Schritt war getan, der Anfang einer ungewissen Reise lag hinter uns.

Ich wandte mich noch einmal um. Zu spät. Die Siedlung, obwohl etwas höher gelegen als der Strand, war schon nicht mehr zu sehen. Point Oloth verdeckte bereits jede Sicht auf die sanfte, ausladende Rundung der Stoney Creek Bay, auf mein Zuhause.

„Leb wohl“, flüsterte ich andächtig und hob die Hand zum Abschied. „Leb wohl, Stoney Creek.“

**Ende der Leseprobe**